



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Geschichte der deutschen Renaissance

Lübke, Wilhelm

Stuttgart, 1873

Neuntes Kapitel. Schwaben.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30689

Voluten des Giebels, die steifen Obeliskn auf den Ecken und die übergrossen Rosetten, welche unter den inneren Volutenaugen die Felder ungeschickt genug ausfüllen. Geradezu abscheulich ist der oberste Volutenaufsatz mit dem schweren, lastenden Umriss, den selbst die bekrönende Ritterfigur mit hohem Helmbusch nicht verbessert. Trotzdem macht die Façade als Ganzes mit ihrer reichen Gliederung und üppigen Ornamentik, zu welcher noch starke Spuren von Vergoldung kommen, einen prachtvollen Eindruck. Von den Schicksalen Heidelbergs zeugen übrigens die Ecksäulen links in den oberen Stockwerken, welche durch Brand fast ganz verzehrt sind.

In derselben Strasse sieht man noch ein grosses Haus mit diagonal gestelltem, gothisch behandeltem Erker an der Ecke und mit gothischen Rippen an der denselben tragenden Wölbung. Das Portal dagegen ist ein Prachtstück der späteren Renaissance, der sehr breite Bogen eingefasst mit gekuppelten Säulen, der untere Theil des Schaftes mit eleganten Ornamenten geschmückt, darüber ein antiker Giebel.

IX. Kapitel.

Schwaben.

Die schwäbischen Lande spielen in der Geschichte der deutschen Renaissance eine der bedeutendsten Rollen, nicht bloss durch die Fülle der Denkmäler und ihren künstlerischen Werth, sondern mehr noch durch die grosse Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen. Denn während in der Pfalz fast ausschliesslich die Fürsten als Förderer der künstlerischen Entwicklung auftreten, während andererseits in der Schweiz und im Elsass die Architektur dieser Epoche fast ausnahmslos bürgerlichen Interessen dient, treten in Schwaben beide Richtungen kraftvoll ausgeprägt hervor, wie im Wetteifer einander fördernd und steigernd. In erster Linie ist es das kunstliebende Geschlecht der württembergischen Fürsten, welches in den mittleren Theilen des Landes eine ansehnliche Zahl stattlicher Bauten hervorruft, die mit dem Schönsten und Bedeutendsten in unsrer Renaissance sich messen

können; sodann aber kommt die Thätigkeit mehrerer Reichsstädte in Betracht, unter welchen Augsburg und Ulm einen hohen Rang in der deutschen Kultur- und Kunstgeschichte einnehmen, andere wie Heilbronn und Nördlingen, Gmünd und Esslingen sich in zweiter Linie wetteifernd anschliessen. So umfasst die Renaissance Schwabens alle Seiten des damaligen deutschen Kulturlebens und bildet für sich wie keine andere unserer Provinzen im kleinen Rahmen ein vollständiges Spiegelbild des grossen Ganzen.

Alle Abstufungen des Stiles finden wir hier vertreten. Den Anfang macht Heilbronn mit dem Glockenthurm seiner Kilianskirche (1510—1529) im phantastisch bunten Uebergangsstil mit starker Einmischung mittelalterlicher, sogar noch romanischer Formen. Um dieselbe Zeit fügt Ulm seinem Rathhaus diejenigen Theile hinzu, welche etwas ausgeprägter den Stil der Frührenaissance verrathen. Auch in Augsburg tritt ebenso früh (1512) die neue Bauweise auf. Nach diesen bahnbrechenden Versuchen in den Reichsstädten nehmen die Württembergischen Fürsten in energischer Weise die Renaissance auf. Schon Eberhard im Bart, durch eine Pilgerfahrt nach Palästina 1482, mehr noch durch wiederholte Reisen nach Italien und durch die Vermählung mit der edlen Barbara Gonzaga von Mantua für eine höhere Bildung gewonnen, gründet als Freund der Wissenschaften die Universität Tübingen und fördert eifrig die bildenden Künste. Was aber unter seiner Regierung ausgeführt ist, wie der prächtige Betstuhl in der Kirche zu Urach lässt noch nichts vom Einfluss der Renaissance erkennen. Die ersten unruhigen Zeiten des leidenschaftlichen Herzogs Ulrich (1503—1550) waren nicht geeignet, künstlerischen Unternehmungen Vorschub zu leisten. Aber seit der Rückkehr in sein Land (1534), das lange genug unter der österreichischen Gewaltherrschaft geseufzt hatte, macht sich der durch herbe Schicksale geläuterte Fürst nicht bloss durch eifrige Förderung der Reformation, durch Neugestaltung der Universität, durch Pflege und reiche Dotirung der Schulen, welchen die Güter der aufgehobenen Klöster zu Statten kommen, sondern auch durch künstlerische Unternehmungen um die Kultur hochverdient. Er führt den grossartigen Bau des Schlosses zu Tübingen aus und errichtet in Stuttgart als Sitz der Landesbehörden die alte Kanzlei, deren Bau theilweise noch jetzt die Formen seiner Zeit trägt.

Eine höhere selbständige Entfaltung gewinnt dann das Kulturleben des Landes mit der glücklichen Regierung des edlen Herzogs Christoph (1550—1568), eines der trefflichsten Fürsten der Zeit. Eifrig bedacht auf die Wohlfahrt seines Volkes fördert er Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe nach allen Seiten und

giebt diesen Bestrebungen in einer Reihe ansehnlicher Bauten lebensvollen Ausdruck. Unter ihm beginnt der Neubau des Alten Schlosses in Stuttgart; das Schloss in Göppingen mit seiner prächtigen Treppe und noch manche andere Schlösser werden errichtet; die Alte Kanzlei in Stuttgart wird erweitert. Noch prachtvoller sind die Unternehmungen Herzog Ludwig's des Frommen, der sowohl durch seine theologischen Kenntnisse und seine unmässige Trinklust, wie durch die glänzenden Bauten sich als echter Sohn seiner Zeit beweist (1568—1593). Unter ihm entstand das Landschaftshaus in Stuttgart, das Jagdschloss im Kloster Hirsau, das Collegium illustre in Tübingen, vor Allem aber das herrliche, erst in unsrem Jahrhundert abgerissene Neue Lusthaus, das in der deutschen Renaissance seines Gleichen nicht findet. Der prachtliebende und verschwenderische Herzog Friedrich I (1593—1608), welterfahren und auf Reisen vielfach gebildet, bringt diese Thätigkeit zum Abschluss. Durch ihn erhielt das Schloss zu Tübingen das prunkvolle äussere Portal; sodann führte er den unter seinem Nachfolger Johann Friedrich vollendeten, jetzt nicht mehr vorhandenen Neuen Bau in Stuttgart auf; weiter entstand unter seiner Regierung die Kirche sammt den übrigen öffentlichen Gebäuden in Freudenstadt, interessant als Beispiel einer planmässig durchgeführten Stadtanlage jener Zeit. Auch der Prinzenbau in Stuttgart ist sein Werk. Mit ihm schliesst die Bauthätigkeit der württembergischen Fürsten in dieser Epoche, denn Johann Friedrich, dessen Regierungszeit (1608—1628) in den dreissigjährigen Krieg hineinreicht, hat mit Ausnahme der Lustgrotte in Stuttgart nichts Bedeutendes mehr ausgeführt, obwohl er für den Bau von Schulen und andere gemeinnützige Anlagen vielfach sorgte. Doch gestattete die schwere Zeit nur noch das Nothwendige, nicht mehr das Schöne. Dagegen bietet gerade für die Schlusszeit Augsburg mit den grossartigen Bauten des Elias Holl eine wichtige Ergänzung des Gesamtbildes.

Der künstlerische Charakter dieser schwäbischen Gruppe hat seine durchgebildete Eigenart. Zunächst kommt bei den Bauten in den mittleren und unteren Landestheilen das treffliche Material in Betracht. Der feinkörnige Sandstein, der hier überall bricht, begünstigt nicht bloss die monumentale Anlage der Gebäude, sondern auch eine bis in's Einzelne zierliche und reiche Ausführung. So kommt es, dass mehrere dieser Monumente an Geschmack der plastischen Durchbildung zu den besten deutschen Schöpfungen der Zeit gehören. Das oben abgebildete Portal vom Landschaftshaus in Stuttgart (Fig. 30 auf S. 160) sucht in Anmuth und Adel der Formen seines Gleichen. Der abgebrochene Bau

des Neuen Lusthauses war in Pracht plastischer Ausstattung eins der grössten Meisterwerke unserer Renaissance. Die Hofarkaden

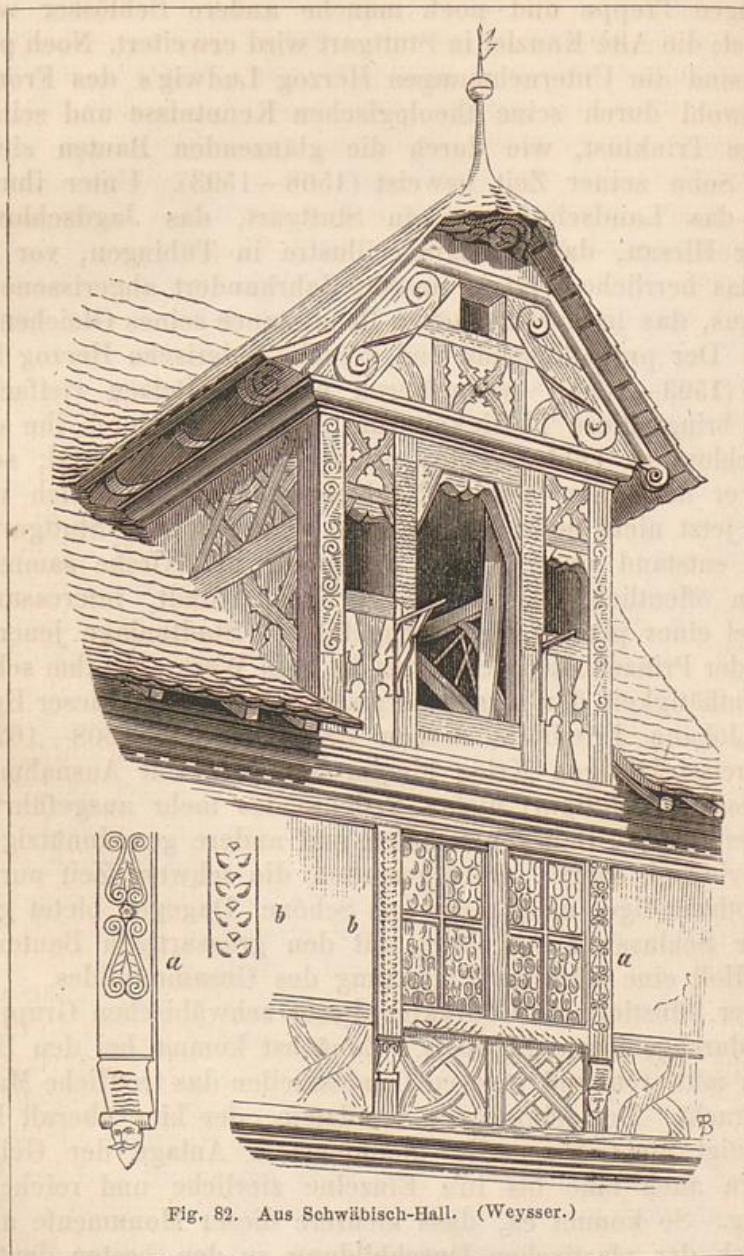


Fig. 82. Aus Schwäbisch-Hall. (Weysser.)

des alten Schlosses in Stuttgart zeichnen sich durch originelle und lebensvolle architektonische Schönheit aus. Daneben halten

die bürgerlichen Kreise lange an dem heimisch vertrauten Holzbau mit Riegelwänden fest, von dessen Behandlung wir in Fig. 82 von einem Hause in Schwäbisch Hall ein Beispiel geben. In den südlichen Theilen des Landes kommt sodann die Sitte der bemalten Façaden überall, wo das Baumaterial es erheischt, zu lebendiger Anwendung. In Ulm wird eine schlichtere Ausführung, theils grau in grau, theils Sgraffito, theils blosse Zeichnung mit verschieden behandeltem Putzbewurf gewählt. Augsburg dagegen liebt in unmittelbarer Aufnahme italienischer Farbenlust reich bemalte Façaden in voller vielfarbiger Erscheinung. Betrachten wir nun die einzelnen Lokale.¹⁾

Fürstliche Bauten.

In Göppingen liess Herzog Christoph ein Schloss erbauen, welches gegenwärtig nur in verstümmelter Gestalt noch vorhanden ist. Das Portal trägt die Jahrzahl 1559. Trotz dieses Datums sind die Formen noch ziemlich unentwickelt und deuten auf einen Meister, der die Renaissance unvollkommen verstand. Die Einfassung besteht wunderlicher Weise aus drei Pilastern mit ziemlich plumper Ornamentfüllung, aber reich ausgeführt. Am seltsamsten ist, dass die Pilaster mit ihren Stylobaten auf rohe Consolen gestellt sind, ein Verstoss gegen die Grundelemente architektonischer Composition. Das Gesimse ist mit plump behandelten Wappenthieren bekrönt, und über dem Hauptgebälk in der Mitte sind zwei verschlungene ungeheuerliche Drachengebilde angebracht, die indess nicht, wie man wohl sagt, von einem alten benachbarten Hohenstaufenbau entlehnt, sondern für diese Stelle gearbeitet wurden. Das Werthvollste am Schlosse sind die drei noch wohl erhaltenen Wendeltreppen, zwei derselben noch mit gothischen Profilen, auch die Portale mit gothisch durchschnittenen Stäben eingefasst. Ungleich reicher ist dagegen die Haupttreppe, ein Prachtstück ersten Ranges; am Portal, das die Jahrzahl 1562 trägt, zwar wieder eine sehr missverstandene Renaissance, die Treppe selbst aber in ganzer Ausdehnung mit frei gearbeitetem Weinlaub bedeckt, das in den Ranken allerlei Thiere, Vögel, Eichhörnchen, selbst Affen, Eber und Anderes enthält, dies Alles von köstlicher Erfindung, meisterlich kühn gearbeitet, voll Anmuth und Frische. Das Werk verdient volle

¹⁾ Vgl. den werthvollen Aufsatz von Dr. Karl Klunzinger im Organ für christl. Kunst 1860. Nr. 13 ff. und abgekürzt im Staats-Anzeiger für Württemberg. 1860. S. 1674 fg.

Bewunderung. Als Meister desselben muss vielleicht *Aberlin Tretsch*, der Erbauer des Stuttgarter Schlosses, betrachtet werden, da in einem Erlass Herzog Christoph's vom Jahre 1565 von der durch ihn eingereichten Abrechnung wegen des Schlossbaues zu Göppingen die Rede ist. (Stuttgarter Archiv.)

Nur unbedeutende Reste sind vom Schloss in Hirsau übrig geblieben, nachdem dasselbe 1692 durch die Mordbrennerbanden Melac's eingeäschert worden ist. Die hohen Giebelwände mit den geschwungenen Voluten deuten auf einen stattlichen, wenn auch allem Anscheine nach einfachen Bau. Aufgeführt wurde derselbe durch Herzog Ludwig. — Besser erging es den fürstlichen Bauten im Kloster Bebenhausen, welche neuerdings durch die Fürsorge des Königs Karl eine stilgemässe Wiederherstellung erfahren haben. Mehrere Zimmer im oberen Stock, 1550 durch den Abt Sebastian vollendet, zeigen eine gute einfache Holztäfelung und tüchtig behandelte Renaissancesthüren. Die Decken bestehen ebenfalls aus Täfelungen, deren viereckige Felder kassettirt sind. Unten sieht man einen grösseren Saal, dessen Holzdecke mit ihren Durchzugsbalken von mächtigen Consolen gestützt wird, welche in der Mitte auf einem gut geschnitzten achteckigen Holzpfeiler ruhen. Eine alte Truhe mit eingelegten Ornamenten datirt von 1590. — In der Kirche ist die Kanzel, um 1560 vom Abt Bietenbach errichtet, eins der glänzendsten decorativen Prachtstücke der Renaissance. In Sandstein mit reicher Vergoldung auf farbigem Grunde ausgeführt, ruht das Ganze auf drei prachtvollen Säulen mit geschwungenem Schaft, welche von einem reichgekleideten langbärtigen Mann unterstützt werden. Den Eingang bildet ein elegant entwickeltes Portal. Das ganze Werk strotzt von figürlichen und vegetativen Ornamenten, letztere trefflich behandelt, die Putten dagegen auffallend schwach.

Ungleich bedeutender nach der Gesamtanlage und Ausstattung ist das Schloss zu Tübingen. Auf hoher Berglehne mit seinen gewaltigen Mauermassen und Thürmen über der alterthümlichen Stadt und dem von waldigen Höhenzügen eingefassten Neckarthal aufragend, dient es der lieblichen Landschaft als charaktervolle Bekrönung. Die erste Anlage reicht in's frühe Mittelalter hinauf, wo das Schloss als Sitz der Pfalzgrafen schon grosse Bedeutung hatte. Den Neubau begann Herzog Ulrich 1507; aber die ersten unruhigen Zeiten seiner Regierung vermochten den Bau nicht zu fördern; ebensowenig konnte derselbe während der österreichischen Occupation fortschreiten. Aber sogleich nach seiner Wiedereinsetzung kam Herzog Ulrich 1535, begleitet von seinem Baumeister *Heinz von Luther*, sowie den Meistern

Balthasar von Darmstadt und *Hieronymus Latz*, selbst nach Tübingen, um den Bau nachdrücklich zu fördern. Die Jahrzahl 1537 am Treppenthurme des Hofes zeugt noch von dieser Bau-thätigkeit. Bis 1540 kostete der Schlossbau dem Herzog über 64,000 Gulden, wozu die Stadt mehr als die Hälfte beisteuern musste.¹⁾ Der ausgedehnte Bau trägt das Gepräge verschiedener Zeiten, seine künstlerischen Formen aber deuten im Wesentlichen auf die Epoche Herzog Ulrichs. Doch haben die Herzoge Christoph und Ludwig weiter daran gebaut, und auch Friedrich I hat noch Theile hinzugefügt, wie denn namentlich das Portal des vorderen Thorbaues aus seiner Zeit stammt. Dieser Eingangsbau, ein vorgeschobenes Vertheidigungswerk, bildet eine breite, in solidem Quaderwerk ausgeführte Masse, auf beiden Ecken mit ausgekragten kleinen Erkerthürmen flankirt und mit prächtigen Wasserspeiern auf reich behandelten Tragstangen ausgestattet. Der Eingang besteht nach der damals vielfach, besonders in Frankreich herrschenden Sitte aus einem breiten und hohen Bogen für Reiter und Wagen und einem kleineren Seitenpfortchen für Fussgänger. Dieses Grundmotiv hat der Architekt in origineller Weise mit den Formen eines antiken Triumphbogens umkleidet. Charakteristisch für die Zeit sind aber besonders die keck bewegten Figuren zweier Landsknechte mit Hakenbüchse und Schwert, welche als Wächter des Eingangs angebracht sind. Die Kette des Hosenbandordens, dessen Erlangung dem prunkliebenden Herzog so viel Mühe gemacht und auf dessen Besitz er so stolz war, dass er die Abzeichen auf allen seinen Bauten anbrachte, findet man auch hier sorgfältig ausgemeisselt. Durch den Thorweg eingetreten, gelangt man zu einem Vorplatz, welcher durch einen tiefen Graben von dem eigentlichen Schlosse getrennt ist. Letzteres bildet ein unregelmässiges Viereck von etwa 230 Fuss Breite bei 300 Fuss Länge, auf den vorderen Ecken ehemals mit gewaltigen runden Thürmen eingefasst, von denen der südöstliche zur Linken, 1647 durch die Franzosen gesprengt, einem fünfeckigen Thurm hat weichen müssen, während der nordöstliche zur Rechten, welcher 54 Fuss Durchmesser hat, jetzt als Observatorium dient. An der Rückseite schliesst sich dem Hauptbau ein Zwinger an, der von hohen Mauern umzogen und ebenfalls von Randthürmen flankirt wird. Der Eingang in den inneren Hof wird an der Aussenseite des Ostflügels wieder durch ein Bogenportal nebst Pfortchen für Fussgänger vermittelt, das Ganze in eine prächtige Architektur ein-

¹⁾ Vgl. Beschr. des Oberamts Tübingen. S. 210 ff.

gefasst, deren Formen, abweichend von denen des vorderen Portales, noch der Frührenaissance gehören. Drei reich ornamentirte Pilaster tragen ein Gebälk, über welchem das württembergische Wappen in Gold und Farbenschmuck heraustritt. Ueber dem Schlussstein des Thorbogens entwickelt sich ein consolenartiges Kapitäl, welches den drei Pilasterkapitälen entspricht und die durch den Bogen unterbrochene Rhythmik des Aufbaues geschickt wieder herstellt. Ueber den äusseren Pilastern sind zwei Fahnen-träger im reichen Kostüm der Zeit angebracht; über den inneren erhebt sich ein oberer Aufsatz mit Säulen, welche die Figuren zweier Trompeter tragen. Daneben ist beiderseits mit einem Viertelsbogen ein Feld eingefasst, welches die württembergischen Wappenthiere Hirsch und Löwe im Flachrelief zeigt. Gelangt man durch den Thorweg in den inneren Hofraum, so mündet derselbe dort in einem Portal, das ähnliche, nur etwas einfachere Formen zeigt. Da man hier die Jahrzahl 1577 liest, so wird man beide Portale der Regierungszeit Herzog Ludwig's zuschreiben müssen.

Der Schlosshof bildet ein unregelmässiges Viereck von etwa 120 Fuss Breite bei ca. 210 Fuss Länge. Er ist sehr einfach behandelt und nur durch mehrere stattliche Portale geschmückt. In den vier Ecken sind Treppen angebracht, und zwar in der nordöstlichen eine Spindel in achteckigem Stiegenhaus, die übrigen mit rechteckig gebrochenen Läufen angelegt, wohl später entstanden als jene erstere. Im Uebrigen erhält man von der schlichten Bauweise, die damals noch in diesen Gegenden allgemein herrschte, eine Vorstellung durch die hölzerne Verbindungsgalerie, welche sich an dem linken südlichen Flügel hinzieht. In der Ecke rechts führt ein kleines Portal zu der schön construirten Wendeltreppe, die noch mittelalterlich gegliedert und mit der Jahrzahl 1537 bezeichnet ist. Dieser Theil fällt demnach in die Regierungszeit Herzog Ulrichs, dem wir überhaupt den Kern des ganzen Baues zuschreiben müssen. Das Portal hat als Pilasterfüllung die Köpfe Hannibal's und Scipio's, mit der naiven Beischrift: „Hanabal deren von Afrika Hoptman. Scipio deren von Rom Burgenmaister.“ Darüber ein gekröntes Brustbild mit der Beischrift: „Julius Caser der erste römisch Kaiser. Alter 46.“ Der obere Abschluss ist ein Flachbogen mit Muschelfüllung. Zum grossen Saal, der den nördlichen Flügel einnimmt, führt ein stattlicher angelegtes Bogenportal, dessen Composition den Charakter der unausgebildeten Frührenaissance zeigt und wohl ebenfalls auf die Zeit Herzog Ulrich's zurückzuführen ist. Zwei Säulen mit ausgebauchten Schäften und frei behandelten korinthisirenden Kapitälern bilden die Einrahmung

und stützen ein hohes Gebälk sammt Fries, über welchem ein frei componirter Aufbau, in der Mitte von einem Halbkreis, auf beiden Seiten mit Viertelsbögen geschlossen, die Krönung bildet.

Das Innere, jetzt grösstentheils als Bibliothek dienend, hat im Südflügel des Erdgeschosses noch seine alten gothischen Rippengewölbe, zum Theil in Sternform. Auch die Schlosskapelle im südlichen Flügel, gleich links vom Eingang, ein schlichtes Rechteck von 29 zu 84 Fuss mit getäfelter Decke, scheint noch dem 16. Jahrhundert anzugehören. Den Glanzpunkt bildet aber der gewaltige Saal, welcher im obern Stock bei 220 Fuss Länge, 50 Fuss Breite und nur 21 Fuss Höhe den nördlichen Flügel einnimmt. An der Aussenseite erweitert sich derselbe in der Mitte durch einen Erkerbau, der eine wahrhaft grossartige Anlage mit origineller und reicher Formbildung vereint. Aus der Tiefe von unten mit dem übrigen Bau gleichmässig emporgeführt, gliedert er sich in drei Abtheilungen (Fig. 83), sämmtlich rechtwinklig vorspringend, die mittlere aber, 18 Fuss tief bei 16 Fuss Breite, noch erheblich über die seitlichen heraustretend. Dadurch gewann der Architekt, als den wir jenen Meister Heinz von Luther anzusehen haben, den Vortheil, durch das Anbringen von Seitenfenstern



Fig. 83. Erker im Schloss zu Tübingen. (L.)

jeder Abtheilung des Erkers den vollen Ausblick in's tiefe grüne Thal zu sichern. Ausserdem sind die Hauptwände mit breiten, gothisch gegliederten Fenstern völlig durchbrochen. Für die Verbindung der drei Abtheilungen unter einander ist dadurch gesorgt, dass die trennende Zwischenmauer gegen den Saal hin eine Oeffnung hat, indem die Hauptmauer desselben mit grossen Bögen auf zwei gewaltigen Säulen ruht. Diese sind ihrer Function entsprechend kurz und stämmig, die Kapitäle frei korinthisirend in flotter Frührenaissance. Dagegen haben die sternförmigen Netzgewölbe gleich den Fenstern noch die gothische Form, so dass wir es hier mit einem Bau der Uebergangszeit zu thun haben. Völlig gothisch ist sodann noch das runde Thurmzimmer behandelt, auf welches die Wendeltreppe in der nordöstlichen Ecke mündet. Es hat eine mittlere Säule mit schräger gothischer Riefelung des Schaftes.

Von der inneren Ausstattung sind mehrere treffliche Holzportale erhalten, das eine in einem oberen Saal des Südflügels, reich behandelt, eingefasst mit zwei eleganten geschweiften Säu-

len, am Sockel hockende Männer, am Kapital Masken mit Laubwerk, der obere Bogenabschluss mit Delphinen und Medaillenköpfen, sowie mit vergoldeten Rosetten auf blauem Grund prächtig geschmückt. Diesem gegenüber ein etwas einfacheres Portal mit Pilastern, deren Kapitale in eleganter Weise frei componirt sind. Der obere Aufsatz mit kleinen Pilastern, dazwischen das trefflich geschnittene württembergische Wappen, reich bemalt und vergoldet. Sodann eine Kassettendecke mit Rautenfeldern, einfach doch wirksam profilirt, das Rahmenwerk ebenfalls blau bemalt. Neben diesen Renaissanceformen findet sich aber noch eine kleine steinerne Thür mit dem spätgothischen Schweifbogen. Noch ist der gewaltigen unterirdischen Räume des Schlosses zu gedenken, die in Grossartigkeit der Anlage und Solidität der Konstruktion dem Uebrigen nicht nachstehen. Unter dem Rittersaale erstreckt sich der hochgewölbte Keller mit dem Fass, „das grosse Buch“ genannt, welches Herzog Ulrich 1548 durch Meister Simon von Bönningheim fertigen liess. Im Keller der nordwestlichen Seite sieht man den noch aus der Pfalzgrafenzzeit herrührenden Ziehbrunnen, der den Bewohnern selbst bei harter Bedrängung von aussen frisches Wasser sicherte. Denn er reicht bis unter die Sohle des Neckars, also über 300 Fuss tief hinunter und ist bei etwa 14 Fuss Durchmesser ganz in trefflichem Quaderwerk ausgemauert.

In der Stadt ist zunächst das jetzige katholische Convict (Wilhelmsstift), das unter Herzog Ludwig von 1587—1592 durch den Baumeister *Georg Behr* errichtete Collegium illustre, zu nennen. Der stattliche aber einfach behandelte Bau bildet ein unregelmässiges Viereck, das sich um einen schmalen langen Hof gruppirt. Der Haupteingang liegt an einer abgeschragten Ecke, wo zwei Strassen rechtwinklig zusammenstossen. Ueber dem Portal das württembergische Wappen, daneben grosse Inschrifttafeln, sehr zierlich mit Masken und barock gewundenen Rahmen eingefasst, mit der Jahrzahl 1595. Am rechten Flügel tritt gegen die Strasse ein grosser Rundthurm vor, am linken ein kleinerer runder Treppenthurm, dicht neben diesem ein hoher Giebel mit Voluten, aber sonst einfach ohne Pilaster, nur durch Gesimse gegliedert. Im Hofe gewahrt man am vorderen Flügel Reste toskanischer Pilaster, als Spur ehemals vorhandener oder doch beabsichtigter Arkaden. Die Haupttreppe liegt in einem vorspringenden runden Thurme des hinteren Flügels.

Hier mag auch das Rathhaus angefügt werden, ein sehr ausgedehnter malerischer Fachwerkbau von geringem Material, ehemals jedoch durch grau in grau gemalte, nur theilweis noch

erhaltene Decoration künstlerisch belebt. Im Erdgeschoss grosse Arkadenöffnungen, ebenfalls in Holzconstruction, mit Läden verschlossen, offenbar zu Kaufhallen bestimmt; die oberen beiden Geschosse stark überragend, von vielen Fenstern durchbrochen, im ersten Stockwerk ein Balkon von Holz mit einfach rohem Schieferdach. Alle oberen Theile verputzt und grau in grau gemalt, über den Fenstern gebrochene Giebel in barocken Formen, dazu reiche Laubguirlanden, Figürliches, Fruchtschnüre und derb vorgekröpfte Gesimse in dem flotten Charakter der späten Renaissance. Ueber der Mitte der Façade erhebt sich aus dem ungeheuren Dach ein Giebel mit sehr barock geschweiften Voluten. Weiter oberhalb ein hölzernes Thürmchen mit hübsch durchbrochener eiserner Bekrönung als Gehäuse für die Schlagglocke der Uhr, deren Zifferblatt darunter angebracht ist. Dabei die Jahrzahlen 1508, renovirt 1698 und 1848. Der Kern des Baues mag in der That aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts datiren, dafür spricht auch der Stil der kleinen nackten, in Holz geschnitzten Figur einer Eva, welche an der Ecke als Console des ersten Stockwerks dient. Aber der Anfang des Baues datirt von 1435¹⁾ und die malerische Decoration gehört dem Ende des 16. Jahrhunderts an. Wie reich dieselbe war, erkennt man auch im Innern. Der Flur des Hauptgeschosses zeigt viele Reste grau in grau gemalter Wandbilder. Namentlich über der Thüre links die Gerechtigkeit mit dem Spruch: „die Gerechtigkeit bin ich genannt, dem Reich und Armen gleich bekannt, die Augen mir verbunden sein, dass Reich und Arm hab gleichen Schein.“ Dabei die Jahrzahl 1596, die wir auch für die Façadenmalereien in Anspruch nehmen dürfen. In einem Zimmer des ersten Stocks sieht man eine gut gemalte Glasscheibe von 1556 mit dem Stadtwappen, daneben eine jüngere mit demselben Gegenstande. Der grosse Saal liegt im zweiten Stockwerk, hat aber von seiner alten Ausstattung nichts bewahrt als einige bemalte Scheiben, unter welchen die trefflichste den Namen und das Wappen Herzog Ludwig's mit der Jahrzahl 1572 trägt. Dass man auch später noch für die künstlerische Ausstattung bedacht war, beweist im Flur des Hauptgeschosses ein Wandgemälde von 1760.

Von den fürstlichen Schlössern gehört weiter hierher das Schloss zu Urach, das freilich nur durch seinen goldenen Saal Anspruch auf künstlerische Bedeutung erhebt, im Uebrigen ein kunstlos roher Fachwerkbau ist. Die Anlage desselben scheint theilweise noch von Graf Ludwig I, der 1443 das Schloss er-

¹⁾ Beschr. des Oberamts Tübingen. S. 232.

baute, zum Theil aber aus der Zeit Eberhard's im Barte zu datiren. Seinen Wahlspruch „Attempo“ mit dem Symbol des Palmbaums erblickt man prächtig gemalt an dem flachen Tonnengewölbe des Portalbogens und dazu die Jahrzahl 1474, wenn auch wahrscheinlich in einer späteren Erneuerung des ursprünglichen Bildes. Um dieselbe Zeit ist manches andere künstlerische Werk dort ausgeführt worden, denn von 1472 datirt der Betstuhl des Herzogs in der Kirche, und 1481 liest man unten am Glockenthurm derselben. Wenn auch alle diese Arbeiten nicht ausschliesslich das gothische Gepräge trügen, so würde gleichwohl die künstlerische Ausstattung des Saales im Schlosse unmöglich in diese Zeit gesetzt werden können, da ihre Formen um mindestens ein ganzes Jahrhundert später datiren. Dieser Saal, wegen seiner reichen Bemalung und Vergoldung der goldene genannt, bietet den einzigen Rest der ehemaligen Ausstattung des Schlosses. Nach der Sitte der Zeit und des Landes ist es ein niedriger, fast quadratischer Raum, bei 56 Fuss Länge und 42 Fuss Breite nur 12 Fuss hoch. Er empfängt ein reichliches Licht aus den zahlreichen Fenstern, welche die beiden Aussenwände fast vollständig durchbrechen. Durch dies reichliche Licht und die prächtige Bemalung gewinnt der Raum einen festlich heiteren Charakter. Die hölzerne Decke, die in ihren länglichen Feldern mit zierlich leichten vergoldeten Zapfen geschmückt ist, ruht auf vier in quadratischem Abstand errichteten Säulen, welchen in den Ecken Dreiviertelsäulen, an den Wandflächen Pilaster entsprechen. Schon die stark ausgebauchte Form der letzteren, nicht minder auch die Postamente, auf welchen sämmtliche Stützen ruhen, und die Form der korinthisirenden Kapitäle sowie die über denselben angebrachten kräftig profilirten Aufsätze sprechen für die Spätzeit der Renaissance. Dasselbe Gepräge tragen die ornamentalen Malereien an den Wänden, welche das Cartouchenwerk der Spätrenaissance zeigen. Alles dies gehört einem Umbau, der frühestens in den Ausgang des 16. Jahrhunderts zu setzen ist. Wohl aber mögen dabei die Palmbäume mit dem Wahlspruch Herzog Eberhard's, welche überall in den Wandfeldern sich wiederholen und ein sehr ansprechendes Motiv der Decoration gewähren, Nachbildungen von Wandgemälden aus der Zeit des ersten Erbauers sein. Bezeichnend ist dafür, dass die Schriftzüge noch die gothische Minuskel der früheren Epoche bewahren, während die Spätrenaissance sonst der römischen Majuskel den Vorzug giebt. Die gesammte Decoration, hauptsächlich in Braunroth, Weiss und reicher Vergoldung durchgeführt, dazu die schön stilisirten Palmenbäume mit ihrer Blätterkrone, macht eine eben

so feine als prächtige Wirkung. Dazu kommen endlich noch zwei reich ausgestattete Portale, ebenfalls in den bereits stark barocken Formen der späten Renaissance behandelt, das eine namentlich mit durchbrochenen Säulen eingefasst und mit ebenfalls durchbrochenen Obeliskten bekrönt. Ueber der Hauptthür sieht man das württembergische Wappen, verbunden mit dem brandenburgischen, was nach Professor Haakh's Bemerkung¹⁾ auf Herzog Johann Friedrich und seine Gemahlin Barbara Sophia von Brandenburg deutet. Die verbundenen Namenszüge beider findet man an dem kleineren Portale. Die Beschläge an den Thüren, aus prächtig verschlungenen Ornamenten mit phantastischen Fratzenbildern bestehend, sind vergoldet. Ebenso waren die jetzt überstrichenen Beschläge der Fensterrahmen. Die Wappen mit den Namenszügen desselben Herzogs und seiner Gemahlin kehren noch einmal an dem prächtigen Ofen wieder, welcher noch von der alten Ausstattung vorhanden ist. Der untere Theil, aus Eisen gegossen, ruht auf vier Sirenen und trägt die Buchstaben E. H. Z. W. welche Professor Haakh mit Recht auf Eberhard III, Sohn Johann Friedrich's bezieht. Der obere Aufsatz ist in Thon gebrannt, weiss, roth und gelb bemalt, auf den Ecken mit Hermen und Karyatiden, in der Mitte Figuren von Tugenden in Flachnischen, auf den Vorsprüngen des Gesimses Hirsche lagernd. In Uebereinstimmung mit all diesen Arbeiten steht aussen im Flur über der Kaminthür die Jahrzahl 1612. Noch ist die prächtige Bettstatt mit eingelegter Arbeit, besonders mit sehr schönem Betthimmel zu erwähnen, in welcher Professor Haakh, geleitet durch das württembergische und bairische Wappen, das schicksalschwere Ehebett Herzog Ulrich's nachgewiesen hat, welchem Herzog Christoph entspross.

Unter den fürstlichen Bauten vom Ausgang der Epoche gehören diejenigen zu Freudenstadt schon deshalb zu den merkwürdigsten, weil sie uns das Bild einer planmässigen Stadtanlage jener Zeit vergegenwärtigen. Auf einem Hochplateau des Schwarzwaldes gelegen, das unmittelbar westlich von der Stadt in die tiefen malerischen Schluchten des Kniebis abfällt, wurde Freudenstadt durch Herzog Friedrich I 1599 gegründet²⁾ und nach den Plänen Schickhardt's erbaut. Den Anlass zur Gründung gab die Vertreibung der Protestanten aus Oesterreich, Kärnten und Steiermark, welchen Herzog Friedrich in seinem Lande eine Freistatt bot. Da unter ihnen viele Bergleute sich befanden, so wies er

¹⁾ Ich verdanke diese und andere historische Notizen einer gediegenen Abhandlung dieses trefflichen Gelehrten, welcher baldige Veröffentlichung durch den Druck zu wünschen wäre. — ²⁾ Das Historische in der Beschr. des Oberamts Freudenstadt. S. 154 ff.

ihnen die neu zu erbauende Stadt zum Wohnsitze an, um sie in den benachbarten Bergwerken zu verwenden. Bei der vorgeschobenen Lage unfern des Kniebispasses, der hier das Land gegen Westen öffnet, sollte die Stadt durch Mauern, Wall und Graben geschützt und mit einer starken Besatzung versehen werden. Es blieb aber einstweilen bei einem starken Zaun, und erst Herzog Eberhard III führte seit 1661 Festungswerke auf, die man indess bald als unnütz erkannte und unvollendet wieder verfallen liess. Die Anlage der Stadt bildet ein regelmässiges Quadrat, dessen Mittelpunkt ein ungeheurer Platz von etwa 750 Fuss im Geviert mit einem Flächenraum von beinahe 15 Morgen einnimmt. Herzog Friedrich liess ihn mit Zierbäumen bepflanzen und hatte die Absicht, in der Mitte sich ein Schloss zu erbauen, das jedoch nicht zur Ausführung kam. Den Bau der Stadt jedoch betrieb er mit grossem Eifer indem er oftmals auf einem Baumstamm sitzend die Arbeiter zum Fleiss ermunterte. Schon 1602 waren die vier Seiten des grossen Marktes vollendet, und es fehlte auch nicht an dem damals unentbehrlichen Galgen. Der übermässig grosse Platz ist heute meist zu Gärten verwendet, so dass er keinen einheitlichen Eindruck machen kann. Die Anlage der Strassen läuft in zwei, drei oder vier Linien mit den Seiten des grossen Platzes parallel, in den beiden Hauptaxen von Querstrassen durchschnitten, während sonst nur unbedeutende Quergassen die Verbindung bilden, eine Anlage die weder schön noch zweckmässig ist. Schickhardt berichtet aber selbst, dass er diese Anlage nach des Herzogs Befehl so habe ausführen müssen, während er seinerseits jedem Haus ein Gärtchen habe beigegeben wollen. Sein erster Entwurf befindet sich neben dem zweiten auf Befehl des Herzogs geänderten im Archiv zu Stuttgart. Der erste zeigt in der That eine weit bessere Anlage: die Strassen kreuzen einander in angemessenen Abständen; die Kirche ist als einfaches Rechteck gezeichnet und auf einen besondern Platz verlegt. Das Schloss sollte die eine Ecke der Stadt bilden. Erst auf dem zweiten Plan sieht man alle Eigenheiten, welche die Stadt wirklich erhalten hat. Seltsamer Weise sollte das zu erbauende Schloss, ein regelmässiges Quadrat, mit viereckigen Eckthürmen aussen und vier Treppenthürmen im Hofe, diagonal auf die Hauptaxe der Stadt gestellt werden. Auch die Arkaden, welche auf kurzen dorischen Säulen die Häuser am Marktplatz unter einander verbinden, sieht man erst auf dem zweiten Plane. Sie sind in dieser Form keineswegs sehr zweckmässig, geben indess den Häusern ein etwas stattlicheres Ansehen. In die Ecken des Marktes wurden die Hauptgebäude gestellt, jedes aus zwei rechtwinkligen Flügeln

bestehend: das Kaufhaus, das Spital, das Rathhaus und die Kirche. Das Spital wurde bald durch Brand zerstört, das Kaufhaus zum Oberamtgebäude bestimmt, und nur das Rathhaus und die Kirche sind noch in ihrer ursprünglichen Bestimmung erhalten. Alle diese Gebäude haben an ihren Vorderseiten Arkaden, für welche man zur Unterscheidung von den Privathäusern ionische Säulen gewählt hat. Das Interessanteste von diesen Gebäuden ist die Kirche.

An der südwestlichen Ecke des grossen Platzes gelegen hat die Kirche (Fig. 84) den hakenförmigen, zweiflügligen Grundriss erhalten, der mit Beseitigung jeder traditionellen Form ein Ergebniss nüchterner Zweckmässigkeit ist. In praktischer Hinsicht keineswegs werthlos macht dagegen der Bau durch die ungewohnte Form einen seltsamen Eindruck. Die beiden Flügel, welche im rechten Winkel zusammenstossen, sind einschiffig mit einem reich gegliederten, gothischen Netzgewölbe bedeckt, der südliche Arm dreiseitig aus dem Achteck geschlossen und endlich ist jedem Flügel ein viereckiger Thurm vorgelegt. Trotz der späten Erbauungszeit mischen sich gothische Formen mit denen der Renaissance in allen Theilen des Baues. Schon am Aeussern tritt dies zu Tage. Die sechs Portale, welche in das

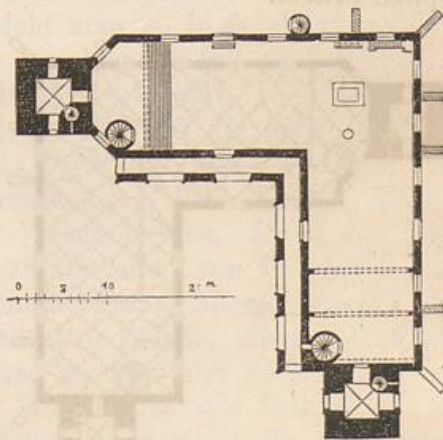


Fig. 84. Kirche zu Freudenberg.
Unterer Grundriss.

Innere führen, sind zum Theil spitzbogig, sogar mit durchschneidenden mittelalterlichen Stäben eingefasst, aber eingerahmt mit antikisirenden Pilastern, die sogar nach Art der Frührenaissance Rahmenprofile mit Rautenfüllungen haben. Ihre Kapitäle sind korinthisirend. Besonders reich sind die beiden Portale des Thurmes am westlichen Flügel, mit korinthischen Halbsäulen eingefasst und mit einem Giebel bekrönt. Ueber allen Portalen sieht man in feinem grünlichem Sandstein ausgeführte Reliefs mit Szenen aus dem alten und neuen Testamente, darunter Moses mit den Gesetztafeln, die Erschaffung der Eva, die Sündfluth und die Geburt Christi, sämmtlich in den manierirten Formen Michel-angelesker Kunst flott und lebendig behandelt, aber grossentheils stark verwittert. Die Portale selbst wie die übrigen architektonischen Theile sind in rothem Sandstein erbaut. Gegen den Platz

hin sind die inneren Seiten der beiden Flügel durch flachbogige Arkaden auf breiten Pfeilern ausgezeichnet. Die äusseren Ecken der Pfeiler sind in einer an romanische Kunst erinnernden Behandlung mit korinthisirenden Halbsäulen eingefasst. Dagegen zeigen die Fenster der Kirche wieder den Spitzbogen sowie gothische Maasswerke von ziemlich missverständlicher Form. Aehnliche Stilmischung verrathen die Thürme. Quadratisch aufgeführt werden sie durch kräftige antikisirende Gesimse in zwei Stockwerke gegliedert und gehen dann über einem mittelalterlichen Giebelabschluss in's Achteck über, werden von einer Galerie mit durchbrochenem spätgothischen Maasswerk gekrönt, steigen darüber im verjüngtem Achteck auf und schliessen mit einem geschweiften Kuppeldach, über welchem sich eine Laterne mit eingezogener Spitze erhebt.

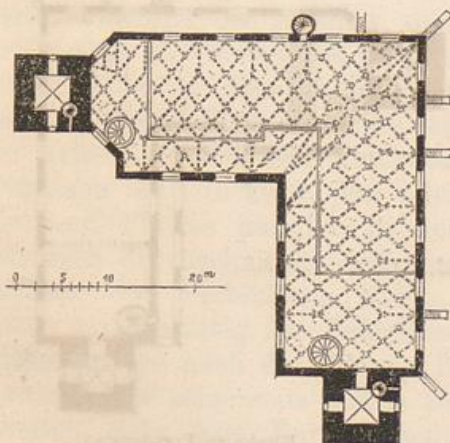


Fig. 85. Kirche zu Freudenstadt.
Oberer Grundriss.

Im Innern hat man die sinnreiche Anordnung getroffen, dass der Raum über den äusseren Arkaden als Empore benutzt ist, wie es unser Grundriss Fig. 85 erkennen lässt. Am Ende der beiden Schiffe sind nämlich ausgedehnte Emporen angebracht, zu welchen man auf zwei Wendeltreppen gelangt. Diese Emporen setzen sich an der inneren Seite mit einander in Verbindung und erweitern sich, wo beide Flügel zusammenstossen, zur Aufnahme der Orgel. Diese liegt somit der Kanzel, welche in der äusseren Ecke angebracht ist (vgl. Fig. 84), in der Diagonale gegenüber. Zwischen beiden steht der Altar gegen Süden gewendet und vor diesem der Taufstein, ein uralt romanisches Sculpturwerk aus der benachbarten Klosterkirche Alpirsbach. Noch sind die prächtigen spätgothischen Sedilia vom Jahre 1488 zu erwähnen, welche neben dem Ausgang zur Kanzel dem Altar gegenüber angebracht sind. Das östliche Ende des Südschiffes ist um neun Stufen erhöht, in dem anstossenden Thurm befindet sich die Sakristei. Der nördliche Thurm dagegen enthält die beiden Hauptportale, zu welchen an jedem Schiff noch zwei andere kommen.

Ist der Eindruck des Aeussern trotz der opulenten Portale und der stattlichen Thürme doch im Ganzen nüchtern, so gewinnt das Innere dagegen durch die reiche Ausstattung ein

höheres künstlerisches Interesse. Hauptsächlich trägt dazu das prächtige, wenn auch nur in Holz ausgeführte Gewölbe bei, welches die Formen eines reichen, schön componirten gothischen Netzgewölbes zeigt. Es ist noch ganz in mittelalterlicher Weise polychromirt, blau und schwarzbraun bemalt mit reicher Vergoldung. Alle Durchschneidungspunkte sind mit Wappen geschmückt; im Centrum der grossen Diagonale, in welcher sich beide Schiffe treffen, sieht man ganz gross das württembergische Wappen, umgeben mit der Kette und der Devise des englischen Hosenbandordens. In der nächsten Umgebung sieht man die Wappen der benachbarten und verwandten Fürstengeschlechter, weiterhin diejenigen der Klöster, Städte und Marktflecken des damaligen Herzogthums. Das Ganze ist von ausserordentlicher Pracht. Nicht minder reich sind die übrigen Theile ausgestattet. An der Brüstung der Emporen sieht man 26 in Stuck ausgeführte Reliefs biblischer Geschichten, prächtig bemalt und vergoldet. Die Consolen, auf welchen die Empore ruht, zeigen barocke Voluten und Masken, blau, weiss, Gold und die nackten Theile fleischfarben bemalt, darüber ein Fries mit weissen, theils vergoldeten, etwas mageren Blumenranken, darin allerlei Thiere, Kätzchen, Vögel, Schlangen ihr Wesen treiben. Dann erst folgt die eigentliche Balustrade mit 28 Gestalten von Propheten und Patriarchen, weiss mit Gold in manierirtem italienischen Stil, dazwischen die reich bemalten biblischen Reliefs, abwechselnd aus dem alten und neuen Testamente, so dass hier noch einmal ein Anklang an die typologischen Bilderkreise des Mittelalters gegeben ist.¹⁾ Gleichzeitig mit diesen Werken ist die Ausstattung des Altars. Auch hier kommt die Gothik noch einmal zur Geltung, denn in spitzbogigen Nischen, deren Bögen den Dreipass zeigen und mit barocken Masken geschmückt sind, sieht man manierirte keck gearbeitete Statuetten der Apostel. Ein treffliches Gitter von Schmiedeeisen umgiebt den Altar, hinter welchem ein ausdrucksvoll gearbeitetes Cruzifix aus älterer Zeit, wahrscheinlich aus dem Kloster Alpirsbach, aufragt. Endlich ist auch die Kanzel sammt ihrem Aufgange reich geschmückt mit bemalten Stuck-

¹⁾ Der Inhalt ist: Schöpfung der Thiere, Verkündigung, Sündenfall, Geburt Christi, Sündfluth, Jonas, Beschneidung, Taufe Christi, Passahmahl, Abendmahl, Jacob mit dem Engel ringend, Christus in Gethsemane, Anbetung der Schlange, Christus am Kreuze, Jonas vom Wallfisch ausgespieen, Auferstehung Christi, Elias Himmelfahrt, Christi Himmelfahrt, Moses auf Sinai, Ausgiessung des h. Geistes, drei Männer im Feuerofen, Bekehrung des Saulus, Salomons Urtheil, Christus als Weltrichter, zum Schluss das jüngste Gericht.

reliefs, die von ganz barocken Voluten und anderen Ornamenten desselben Stiles eingefasst werden. Sie ruht auf einer Engelsfigur und zeigt am Geländer der Treppe die vier Evangelisten, an der oberen Brüstung Moses und Johannes den Täufer, auf dem Deckel den zum Himmel fahrenden Christus, Alles in sehr manierirten Formen. Der Gesamteindruck des Innern ist auffallend niedrig, aber weit und geräumig, durch die prächtige Ausstattung reich. Jedenfalls ist die Kirche ein interessanter Versuch, das protestantische Gotteshaus, im Widerspruch mit aller Tradition, aus rein rationellen Gesichtspunkten zu gestalten. Aus Schickhardt's Aufzeichnungen erfahren wir, dass der ganze Kirchenbau über 22,000 Gulden gekostet hat. Der Maler *Jacob Zuberlein* erhielt die ansehnliche Summe von 4451 fl.; der Bildhauer dagegen, der nicht einmal mit Namen genannt wird, nur 570 fl.

Heinrich Schickhardt.

Ich unterbreche hier den Gang der Beschreibung, um das Lebensbild eines Baumeisters jener Zeit zu entwerfen. Je weniger wir von den Studien und dem Leben unserer damaligen Architekten wissen, um so werthvoller ist es für uns, dass der künstlerische und literarische Nachlass Schickhardt's zum Theil noch erhalten ist. Derselbe wird auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart aufbewahrt, und besteht aus drei Quartheften, in welchen er seine Reiseerinnerungen aufgezeichnet hat, aus einem starken Folianten, der sein Inventar enthält, und endlich einer Anzahl einzelner Blätter mit Zeichnungen meist mechanischen Inhalts. Fügt man dazu die zahlreichen, vielfach von Rissen begleiteten Bauakten, welche das Staatsarchiv in Stuttgart aufbewahrt, so lassen sich daraus die Mittheilungen seines verdienstvollen Biographen nach manchen Seiten vervollständigen.¹⁾

Heinrich Schickhardt wurde 1558 in der Stadt Herrenberg, einige Meilen südwestlich von Stuttgart, geboren. Sein gleichnamiger Grossvater war ein kunstreicher Bildschnitzer, wie man aus dem 1517 von ihm vollendeten Chorgestühl der dortigen Stiftskirche erkennt. Sein Vater scheint Schreiner und Werkmeister gewesen zu sein. Der junge Schickhardt hat wahrscheinlich die in gutem Ruf stehende lateinische Schule seiner Vaterstadt besucht, denn dass er des Lateinischen nicht unkundig

¹⁾ Heinrich Schickhardt's Lebensbeschreibung von Eberhard v. Gemmingen. Tübingen 1821. Ich bemerke, dass der Meister seinen Namen stets Schickhardt schreibt.

war, erkennt man aus manchen Stellen seiner Aufzeichnungen. Auch im Französischen mag er einige Kenntnisse erworben haben, da er wiederholt längere Zeit in den damaligen übrerrheinischen Besitzungen der württembergischen Herzoge beschäftigt war. Auch fanden sich in seiner Bibliothek sowohl französische als italienische Bücher, wie er denn auch letztere Sprache auf wiederholten Reisen im Süden wohl kennen gelernt hat. Dass indess von tieferen Sprachkenntnissen und einer eigentlich gelehrten Bildung bei ihm nicht die Rede war, liegt auf der Hand. Offenbar hat er schon früh sich der Baukunst zugewendet, und bei seiner Ausbildung ist die Rücksicht auf seinen künftigen Beruf bestimmend gewesen. Aus seinen eigenen Aufzeichnungen erfahren wir, dass er 1578, also mit zwanzig Jahren, zu dem herzoglichen Baumeister Georg Behr gekommen und 1581 an der „Visirung“ zum neuen Lusthaus geholfen habe. Sehr rasch entfaltete sich seine Begabung, denn schon 1579 erbaute er selbständig das Schloss zu Stammheim, und im folgenden Jahre dasjenige zu Mötzingen, sowie zwei Privathäuser in Stuttgart. Im Jahre 1584 verheirathete er sich in seiner Vaterstadt und wurde dort bald darauf trotz seiner Jugend in den Magistrat gewählt. Dort scheint er die nächsten Jahre ununterbrochen verweilt zu haben, bis Herzog Ludwig 1590 ihn nach Stuttgart berief, um gemeinschaftlich mit Behr die abgebrannte Stadt Schiltach neu aufzubauen. Aber noch 1593 finden wir ihn bei Ausführung des Collegiums zu Tübingen bei diesem Meister in Diensten. In demselben Jahre wurde er sodann zum zweiten Male nach Stuttgart berufen und im Auftrage des Herzogs nach Mömpelgard geschickt. Um diese Zeit muss er zum herzoglichen Baumeister ernannt worden sein, denn 1596 schenkt Herzog Friedrich ihm in Stuttgart in der Nähe des Bauhofes ein Haus sammt Materialien zum Neubau, den er dann sofort ausführt. Im Januar des folgenden Jahres ehrte Herzog Friedrich seinen Baumeister dadurch, dass er ihn in dem neuen Hause besuchte und reichlich beschenkte. Eine vielseitige praktische Thätigkeit füllt die nächsten Jahre aus; wir finden Schickhardt nicht bloss in Tübingen beim Bau des dortigen Collegiums beschäftigt, sondern zahlreiche Schlossbauten in Schwaben und im Elsass und manche andere Werke, wie der Bau der Kirche zu Grünthal und die Einrichtung eines Gesundbrunnens und Bades zu Boll rühren aus dieser Zeit.

Bis dahin hatte der Meister seine Kenntnisse in der höheren Architektur wohl hauptsächlich aus Büchern geschöpft. Zu Anfang des Jahres 1598 machte er sich aber nach Italien auf und blieb fünf Monate dort. Von dieser Reise giebt ein mit Zeich-

nungen reich durchwebtes Tagebuch Auskunft, welches unter seinem Nachlass sich befindet. Seine Berichte haben noch ganz den naiven Ton, welchen wir aus Dürer's Reisetagebuch kennen, doch geht er auf das, was sich ihm Bemerkenswerthes darbietet, bisweilen ziemlich ausführlich ein. Die Reise ging über Ulm und Augsburg zunächst nach Venedig, von dort in die übrigen Städte Oberitaliens westlich bis Mailand; wir finden Mittheilungen aus Venedig, Padua, Ferrara, Vicenza, Mantua, Mailand, Casale di Monferrato. Er zeichnet nicht bloss Façaden wie die Bibliothek von San Marco und den Palazzo Bevilacqua zu Verona, mehrere Glockenthürme zu Venedig, die Rialtobrücke, Kirchenfaçaden, wie die Jesuitenkirche zu Mailand, sondern achtet auch auf allerlei mechanische Einrichtungen, vorzüglich Wasserwerke. Gleich zu Ulm fällt ihm das dortige Wasserwerk auf, das er in ausführlichen Zeichnungen darstellt. Ebenso in Augsburg und an manchen andern Orten. Auch die Construction von hölzernen Jochbrücken wie zu Trient, die Anlage der Kamine in Venedig, die Schleuseneinrichtung und die Schiffahrt auf der Brenta, eine hölzerne Hängebrücke in Tyrol, die Maschinen zum Ausbaggern der Kanäle zu Venedig, das Alles stellt er mit grosser Gründlichkeit dar. Er bewährt sich nicht blos in diesen technischen Dingen, sondern auch in künstlerischen Werken als geschickter Zeichner, dem auch Figürliches wohl gelingt, obgleich seine Gestalten die manierirte Auffassung der Zeit nicht verleugnen. Besonders sind ihm die Rathhäuser von Padua und Vicenza wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Lusthaus in Stuttgart aufgefallen, und er hat sie in äusseren Ansichten und Querschnitten wiedergegeben. Sein Interessé für den Festungsbau erkennt man aus der Darstellung des Castells von Trient und der Citadelle von Casale di Monferrato. In Vicenza hat ihn besonders auch Palladio's Theater angesprochen, das er in einem Grundriss und Aufriss des Bühnengebäudes mittheilt.

Dass aber seine Reise sich nicht auf Oberitalien beschränkt hat, beweist ein zweites Quartheft, auf dessen Titelblatt er einen Altar von Padua gesetzt hat, mit der Beischrift: „Etliche Gebey, die Ich Heinrich Schickhardt in Italien verzeichnet hab die mir lieb send.“ Auf der Rückseite des Blattes liest man noch einmal seinen Namen und folgende Ermahnung: „Dise Biechlein sol man nach meinem Absterben in hohem Werdt halten und von meindt wegen aufheben.“ Hier sieht man sofort, dass einem damaligen Architekten die Bauten Palladio's zum Wichtigsten in Italien gehörten, denn nicht weniger als zehn Blätter sind dessen Werken in Vicenza gewidmet. Diese Zeichnungen sind mit grosser Sorg-

falt in der Weise der damaligen Zeit in Tusche mit dem Lineal aufgetragen und mit dem Pinsel in Schatten gesetzt. Den Anfang macht Palazzo Chierigati mit seinen schönen Säulenhallen; die grösste Aufmerksamkeit aber widmet er dem Theater Palladio's, von welchem er auf fünf Blättern Grundriss, Durchschnitt, Perspektiven und Façaden, und zwar mit grosser Gewandtheit entwirft. Die in dem früheren Heft enthaltenen Zeichnungen sind die ersten Skizzen, die er hier sorgfältiger ausgeführt hat. Besonders die Darstellung des Scenengebäudes ist ein kleines Meisterstück. Weiter finden wir in diesem Buche eine Notiz über das Colosseum und das Amphitheater von Verona, als Beweis, dass der Künstler auch Rom berührt hat. Interessant und bezeichnend für die allseitigen Interessen unseres Reisenden ist die ausführliche, mit Grundriss und eingeschriebenen Maassen versehene Darstellung der grossen italienischen Karossen mit ihren weitläufigen Sitzen und ihrem Baldachindach; ebenso die vom Schiff des Herzogs zu Mantua, in welchem, wie er angiebt, Herzog Friedrich gefahren ist. Weiter findet man eine venetianische Gondel, die Sänfte des Herzogs von Mantua, dann ausnahmsweise auch ein plastisches Werk der Antike, die niedergekauerte Venus in zwei Ansichten. Von seinen ferneren Reisen zeugen mehrere Gebäude aus Besançon („Bisantz“), der Kirchthurm zu Dole, wo bereits ein auffallendes Ungeschick in Wiedergabe gothischer Formen hervortritt; ferner Gebäude aus Strassburg, die Kanzlei von Offenburg. In Cassel endlich ist ihm ein Kalkofen aufgefallen, dessen Construction er vollständig wiedergiebt.

Dieselbe Vielseitigkeit des Interesses bekundet sein Tagebuch der zweiten mit Herzog Friedrich unternommenen italienischen Reise, von dessen Text wir schon oben Seite 43 ff. geredet haben. Da aber das handschriftliche Original uns zu Gebote steht, so mögen noch einige Bemerkungen über die Zeichnungen desselben am Platze sein. Hier haben vor Allem die Paläste Genuas ihn höchlich interessirt. Mehrere derselben giebt er in Grundrissen und perspectivischer Darstellung der Façaden, die er sogar durch Laviren mit Tusche in Effect gesetzt hat. Besonders gefällt ihm Palazzo Tursi Doria mit den beiden prachtvollen Altanen, von dem er eine perspectivische Ansicht giebt. Bemerkenswerth ist es, dass er hier wie überall die Schwellung der Säulen und Pilaster bedeutend übertreibt, ein auffallender Beweis dafür, wie sehr man immer mit den Augen der eignen Zeit sieht. In Rom zeichnet er die Eintheilung der prächtigen geschnitzten Decke im Mittelschiff von Sta Maria maggiore, dann die Façade der neuen Peterskirche, die Façade des Quirinalpalastes, diejenige der kurz

vorher entstandenen Kirche del Gesu, namentlich aber mit grosser Umständlichkeit die Wasserwerke des Quirinalgartens, den er sehr ausführlich beschreibt. Flüchtige Bleistiftskizzen des Schleifers und des flöteblasenden Marsyas hat er an den Rand seines Textes gezeichnet. Dann folgt eine sehr genaue Darstellung der dortigen Schiffmühlen, und am Rande liest man die verloren hingeworfene Bemerkung: „Hat zu Rom ein gros Weibsfolkh.“ Weiter zeichnet er die römische Stadtmauer, daneben einen Durchschnitt des Brunnens auf dem Kapitol, auch sonst noch manche andere Brunnen, namentlich die Fontana delle tartarughe; sodann den Grundriss des Kastell Sant Angelo, verfehlt auch nicht den grossen römischen Karossen seine Aufmerksamkeit zu schenken, die er in allen Theilen ihrer Construction darstellt. Auch wo er Schnecken-treppen findet, giebt er sie mit besonderer Vorliebe wieder, so die berühmte im Palast Barberini. Ueberall schreibt er genau die Maasse ein, so dass man stets die praktischen Rücksichten des Architekten erkennt.

Aus Loretto verzeichnet er die Façade der Kirche; in Ferrara entwirft er eine über zwei Blätter reichende Zeichnung der Wälle, Schanzen, Bastionen und Wassergräben der Festung. Alle derartigen Skizzen giebt er in der damals beliebten und neuerdings wieder eingeführten Behandlungsweise, welche den Grundriss mit dem Aufriss und Durchschnitt in einer Art von Cavalierperspective verbindet. In Spoleto zeichnet er wieder ein Wasserrad und giebt dabei eine Abbildung des uralten italienischen Pfluges. Auch in Macerata zeichnet er ein Wasserwerk; in Ancona eine Vorrichtung zum Fortbewegen schwerer Lasten mittelst der Kurbel. Wie er dort bei einem heftigen Unwetter ein Schiff einlaufen sieht, skizzirt er schnell die beiden Matrosen, wie sie hinauf klettern, um die Segel einzureffen, wobei er nicht vergisst darzustellen, wie dem einen der Hut vom Winde in's Meer entführt wird. Das grösste Interesse flossen ihm immer Brunnen und Wasserkünste ein. In Bologna entwirft er eine flotte Zeichnung von dem prächtigen Brunnen des Giovanni da Bologna. Besonders fallen ihm die vier Bilder auf „so oberhalb Weibsbild, unten anstatt der Füsse Fisch. Sitzen auf Telfen (Delphinen) diese Weible giebt jedes aus jeder Brust 4 gar suptile Wesserle wie ein Fad. Desgleichen die Telfen aus den Nasen jeder zwei reine Spritzwesserle.“ Auch der Brunnen zu Ancona, besonders aber die Wasserwerke zu Pratolino bei Florenz, welches er auf gut Schwäbisch „Bratelen“ nennt, und in Genua diejenigen in der Villa Grimaldi hat er mit Vorliebe beschrieben und abgebildet. Ebenso hat er mancherlei Mühlwerke, namentlich eine Stampf- und Rollmühle

zu Ferrara und eine Oelmühle daselbst mit grosser Genauigkeit dargestellt. Bei der Façade eines Palastes in dieser Stadt bemerkt er ausdrücklich: „Alles von gebacknen Steinen!“ Ebendort giebt er eine Zeichnung des Balkons am Palazzo dei Leoni mit den spielenden Putten, welche denselben zu tragen scheinen.

Der Eifer, mit welchem der fleissige Künstler diese Studien betrieben, lässt sich aus den drei Heften wohl erkennen; doch führt er in seinem Inventar fünf solcher geschriebenen und mit Zeichnungen versehenen Büchlein an, von welchen zwei verschollen zu sein scheinen. Nach seiner Rückkehr mit dem Herzog im Mai 1600 begann nun die glänzendste Zeit seines Wirkens, die ununterbrochen bis zum Jahre 1632 währte. Bis 1608 lebte er mit seiner Familie in Mömpelgard, wo er den Neubau der Stadt, des Schlosses und des Collegiums sowie der Grotte und der Festungswerke leitete. Zum Dank für seine Anstrengungen schenkte ihm die Stadt das Bürgerrecht. Zu derselben Zeit wurde nach seinen Plänen Freudenstadt angelegt und die Kirche daselbst erbaut. Auch sonst hatte er im Elsass Vieles zu bauen, unter Anderm acht verschiedene Mühlen, worunter die stattliche Wassermühle zu Reichenweier. Und doch fand er noch Zeit, eine Studienreise durch Lothringen und Burgund zu machen.

Mit dem Regierungsantritt Herzog Johann Friedrich's 1608 wurde Schickhardt nach Stuttgart zurück berufen. Das von ihm angefertigte Inventarium giebt auf 37 Folioblättern eine genaue Uebersicht alles Dessen, was er bis zum Jahre 1632 ausgeführt hat. Die Menge und Vielseitigkeit seiner Geschäfte ist staunen-erregend. Er beginnt mit den nach seinen Plänen neu erbauten Städten und Dörfern; dann folgen Kirchen, deren nach seinen Rissen siebzehn ausgeführt worden sind, während er bei vielen anderen Erweiterungen oder theilweise Erneuerungen zu leiten hatte. Ferner mehrere Collegien und Schulen, zwölf von Grund auf neu erbaute Schlösser, viele andere Schlösser, in denen er Um- oder Anbauten unternommen, darunter die Festungen des Hohentwiel, Asperg und Tübingen. Vom Hohentwiel existirt von seiner Hand ein Grundriss und eine Perspektive aus dem Jahr 1591, beide trefflich gezeichnet, auf dem Archiv in Stuttgart. Auch ausser Landes hatte er manche Schlösser zu bauen und die Theilung adeliger Güter zu leiten. Selbst für den Herzog von Sachsen musste er 1625 einen „Abriss zu einem gewaltigen grossen Schloss und einer Newen Hofküch“ entwerfen. Ensisheim im obern Elsass sollte er schon 1604 im Auftrage Kaiser Rudolph's II befestigen, aber als treuer Protestant und Diener seines Fürsten, oder wie er sich ausdrückt „weil ich wenig Lust

gehabt mich ausser dem Land, in Sonderheit in das Bapstum zu begeben, hab dieser Gnad ich mich unterthänig bedankt.“ Der Magistrat von Ulm berief ihn mehrmals sowohl wegen der Befestigungen als wegen einer Brücke über die Donau. Auch nach Basel wurde er gerufen, um wegen eines geborstenen Pfeilers der dortigen Rheinbrücke seinen Rath zu ertheilen. Ebenso wollte Erzherzog Maximilian ihn 1611 bei Anlage einer Festung zu Innspruck verwenden, und 1620 musste er der Stadt Worms einen Plan zur Befestigung anfertigen. Man sieht, wie weit sein Ruf gedungen war und erkennt leicht, dass er zu den angesehensten Baumeistern der Zeit gehörte. Wie vielseitig er aber war, entnimmt man aus dem ferneren Verzeichniss seiner Arbeiten, da er eine grosse Anzahl von Mühlen verschiedener Art, Münz- und Streckwerke, Bergwerke, Brücken und allerlei Wasserbauten, Keltern, Badeanlagen, Lustgärten, Brunnen und Cisternen aufführt. Ebenso entwarf er einen Plan, den Neckar von Heilbronn bis Cannstadt schiffbar zu machen. Die dafür entworfene Aufnahme des Flusslaufes, die er im Jahre 1598 nach seiner Versicherung mit seinem Bruder Laux (Lucas) in vierthalb Tagen ausgeführt, ist sowohl in dem mit Blei gezeichneten Original wie in dem danach von ihm selbst in Farbe gesetzten Exemplar noch auf dem Stuttgarter Archiv vorhanden. Genug, es ist kein Zweig des gesammten Bauwesens, welchen er nicht mit seiner Thätigkeit umfasst hätte.

Die Mehrzahl dieser Gebäude gehört freilich mehr dem Gebiete der Nothwendigkeit als der Schönheit. Mit welchem Fleiss der gewissenhafte Mann auch die geringsten Aufgaben, welche seine Stellung ihm auferlegte, durchgeführt hat, erkennt man aus den Stössen von Bauakten, welche, durchaus in Schickhardt's klarer Handschrift abgefasst, auf dem Stuttgarter Archiv vorhanden sind. Dass er aber auch als Künstler zu den Tüchtigsten seiner Zeit gehört, beweist ausser der Kirche zu Freudenstadt vorzüglich der sogenannte Neue Bau zu Stuttgart, 1600—1609 errichtet. Ich habe später ausführlicher auf dies Werk zurück zu kommen, will aber hier schon bemerken, dass die alte Angabe, dasselbe sei nach dem Muster eines Gebäudes von Vicenza gefertigt, der Begründung entbehrt. Vielmehr erkennt man gerade aus diesem Bau (vgl. Fig. 92), mit welcher Freiheit Schickhardt die Formen der italienischen Renaissance nach den Bedürfnissen seiner Zeit und seines Landes verwendet hat. Noch stattlicher als dieser Bau sollte ein anderes auf dem Schlossplatze zu errichtendes Gebäude werden, zu welchem er auf Herzog Friedrich's Geheiss im Jahre 1601 die Pläne fertigen musste,

nachdem schon vorher eine Anzahl Häuser gekauft und abgebrochen worden waren, um für den Bau Raum zu schaffen. Nach des Herzogs Tode musste Schickhardt auf Johann Friedrich's Befehl einen noch schöneren Entwurf machen, der nach seiner Schätzung um 50,000 Gulden nicht hätte mögen ausgeführt werden. Der ausbrechende Krieg hinderte die Fortsetzung des schon angefangenen Werkes, dessen Fundamente dann später zu dem sogenannten Prinzenbau verwendet wurden; aber es ist zu bedauern, dass diese Zeichnungen, wie die meisten andern seiner Entwürfe verschollen sind.

Von der besonderen Vorliebe jener Zeit für Lustgärten und die damit verbundenen Anlagen zeugen zahlreiche Notizen im Inventar. Für Stuttgart baute er nicht bloss 1611 ein neues grosses Pomeranzenhaus, sondern auch ein kleineres Feigenhaus und für „Fräulein Anna“ ein zweites Feigenhaus. Am Lustgarten erbaute er ausserdem das untere Thor, ein flottes Prachtstück von Decoration, wie man aus den auf dem Archiv befindlichen Entwürfen erkennt. Ebendort findet sich noch eine hübsche Zeichnung des 1609 von ihm zu Leonberg angelegten Lustgartens mit Weihern, Springbrunnen, zierlich mosaicirten Beeten und prächtiger steinerner Einfassung. Dem Markgrafen von Baden-Durlach musste er 1602 den Plan zu einer Grotte, dem Grafen von Hohenlohe 1615 einen Entwurf zu einem Lusthause für Neuenstein machen. Auch in Boll hatte er bei dem neuen Bade einen grossen Lustgarten angelegt. Von Schickhardt's künstlerischer Richtung geben der Thurm der Kirche in Cannstadt (Fig. 62) und ein stattliches Bürgerhaus auf dem Markte zu Stuttgart (wovon später) weitere Anschauung. Die Zahl der von ihm in Stuttgart aufgeführten Häuser ist sehr gross. Er scheint mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit Jedermann zu Dienste gewesen zu sein. Einmal heisst es in seinem Inventar „1609 meines Schneiders Haus von Neuem erbaut; wie der aber heisst kan ich nit wissen“. Alle diese Häuser wie auch sein eigenes waren schlichte Fachwerkbauten mit steinernem Erdgeschoss; höchstens durch hübsche Steinconsolen an den Ecken belebt.

Für seine Vorliebe zu mechanischen und hydraulischen Arbeiten, der wir schon in seinen Reisetagebüchern begegneten, zeugt noch ein Folioheft mit Zeichnungen auf der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, welches mit grosser Genauigkeit, wie wenn es zur Herausgabe bestimmt gewesen wäre, eine Anzahl von Feuerspritzen verschiedenster Art, Schöpfwerke, Haspel oder Gangräder, Windmühlen zu einem Pumpwerk, einen Durchlass für ein Mühlenwehr u. dergl. mit allen Einzelheiten der Con-

struction darstellt. Auf dem ersten dieser trefflich gezeichneten Blätter liest man: „Dis hab ich Heinrich Schickhardt gerissen auf den 5ten Februari anno 1629, da ich durch Gottes Gnad 71 Jar meines Lebens zuruckhgelegt und das 72 angefangen. Der liebe Gott geb weiter sein Gnad und Segen. Amen, Amen.“ Von 1595 dagegen datirt ein Heft mit Zeichnungen auf dem Archiv, in welchem er eine Anzahl Salinen aus Deutschland, Frankreich, Lothringen, Burgund und Italien mit der ihm eigenen Sorgfalt, Genauigkeit und Zierlichkeit in allen ihren technischen Theilen dargestellt hat. — Die letzten Lebensjahre des trefflichen Mannes wurden durch die Gräuel des Krieges getrübt, und er selbst sollte ein Opfer jener entsetzlichen Zeit werden. Gegen Ende des Jahres 1633, als Schickhardt sich mit dem kleinen Reste seiner Familie in die Stadt Herrenberg geflüchtet hatte, fiel er der Brutalität eines kaiserlichen Soldaten zum Opfer, der von der Strasse aus mit einem Beile nach ihm warf, dann das Haus erbrach und dem friedlichen Mann, der die Seinigen vor roher Gewaltthat schützen wollte, den Degen in den Leib stiess. Noch drei Wochen hatte der Unglückliche an den empfangenen Wunden zu leiden, bis im Anfang des Jahres 1634 der 76jährige Greis von seinen Schmerzen erlöst wurde.

Von dem Charakter des redlichen, gottesfürchtigen und pflichtgetreuen Mannes giebt nichts eine so klare Anschauung, als das Inventarium, welches er selbst in den letzten Jahren seines Lebens aufgesetzt hat. Es ist ein starker Folio band, der mit der Aufzählung und Abbildung seiner liegenden Güter und seiner Häuser in Stuttgart, Herrenberg und andern Orten beginnt. Seine Stuttgarter Besitzungen schätzt er selbst auf mehr als 25,000 Gulden. Dazu kam in Herrenberg an Häusern und Gütern ein Vermögen von 10,000 Gulden, zu Rohr ein Maierhof von 6000, zu Affstett ein Hof von 3000 Gulden. An Gold- und Silbergeschirr berechnet er die enorme Summe von 8000 Gulden. Darunter befanden sich 80 silberne, grösstentheils vergoldete Pokale, welche er in dem Verzeichniss sammt den durch fürstliche Huld ihm verliehenen goldenen Schaubildnissen beschrieben, abgebildet und colorirt hat. Sie sind schon durch die Mannigfaltigkeit ihrer Formen von hohem Interesse. Dazu kommen Ringe, Degen, Hirschfänger und Waidmesser, grosse silberne Löffel, Gürtel und Ketten, die er alle gewissenhaft abgebildet und beschrieben hat. Eine dieser Abbildungen begleitet er mit den Worten: „Dise 2 Ring sind mier gestolen worden, weis aber wol wer der Dieb ist.“ Zumeist waren es Geschenke der Fürsten, Herren und Städte, für welche er gebaut hatte.

Von besonderem Interesse ist aber das Verzeichniss seiner Bücher. Er zählt deren 500 auf, eine für einen Privatmann jener Zeit sehr ansehnliche Bibliothek. Der Einblick in dies Verzeichniss giebt uns eine lebendige Vorstellung von dem Bildungsgrade und den geistigen Bedürfnissen des Mannes und seiner Zeit. Wie stark damals die religiöse Gesinnung und das theologische Interesse war, geht daraus hervor, dass die theologische Abtheilung oder, wie er sich ausdrückt, die „Bücher der Heiligen Schrift“, mit denen er den Anfang macht, 101 Nummern zählt, mehr als irgend eine der übrigen Abtheilungen. Man findet nicht bloss die Bibel und die Hauspostill Luthers, sondern „den sechsten Theil aller Bücher und Schriften“ des Reformators. Weiter eine Anzahl Predigten, zum Theil zur Einweihung der durch Schickhardt erbauten Kirchen gehalten. Ferner schon eine Reihe antijesuitischer Schriften, wie überhaupt die polemische Richtung der Zeit stark hervor tritt. Weiter finden sich Frischlin's Komödien von der Rebecca und Susanna. Dann kommen die juristischen Bücher mit 42 Nummern, Land- und Städteordnungen, Zoll- und Baugesetze. Ein bedeutendes Kapitel bildet die Abtheilung der Medicin mit 83 Nummern, darunter viele Kräuter- und Arzneibücher, das älteste vom Jahre 1485, Bücher von heilsamen Bädern, andere für schwangere Frauen, Koch- und Weinbüchlein, über Kellermeisterei, Feld- und Gartenbau, über Bienen- und Seidenzucht, Rossarzneibüchlein, Alchymie, Bergwerk- und Münzsachen. Sodann 59 Historienbücher; darunter Münsters Cosmographie, Sleidanus Geschichtswerk, ein deutscher Plutarch, Chroniken und Reisebücher, Philipp Comines Memoiren in deutscher Ausgabe, Schildbergers Reise, Wegweiser durch Italien und Deutschland, ein französisch-deutsches und ein lateinisch-französisch-deutsches Wörterbuch, wie auch eine lateinische Grammatik von Michael Beringer. Dazu kommen verschiedene Volksbücher: vom Kaiser Octaviano, seinem Weibe und zweien Söhnen, sieben Bücher des Amadis von Gallien, die Schäferien von der schönen Juliana, das Lalenbuch, Eselsgespräch, der gross Christoffel, Doctor Faustus und „von der Weiber Lob und Laster“. Wie er überall nach Vermehrung seiner Bibliothek gestrebt hat, erkennt man aus einer Notiz am Ende eines der Reisehefte. Man liest dort: „Nach Biecher zu fragen. Aller Praktik Grossmutter. — Josephus ist vom Pfarrherr von Mittelweir guot teitsch gemacht worden. — Melchior Sebitzius schreibt vom Feldbau 1588. — Der Weiber Flohhatz, soll kurtzweilig sein.“

Nun folgen in seinem Verzeichniss die Abtheilungen der Fachschriften, die mit der Perspective beginnen. Hier fehlt kaum

etwas von den zahlreichen werthvollen Büchern jener Zeit. Den Anfang machen die Italiener Sirigatti, Barozzi, Barbaro, dann kommen Lorenz Stör, Lautensack, Hirschvogel, im Ganzen 8 Bände. Die Architektur, aus 34 Nummern bestehend, beginnt mit dem deutschen Vitruv von 1548, Serlio italienisch und deutsch, Palladio's Lehrbuch, Philibert de l'Orme, du Cerceau, den er für einen Italiener hält, und manches Andre bis auf die Werke „vom kunstreichen, berühmten und ehrlichen Wendel Dieterlein, meinem lieben und guten Freund“, wie er hinzusetzt. Hier führt er auch seine 5 Reisetagebücher auf. Weiter folgen 18 Stück vom Festungsbau, wo sowohl die wichtigsten Italiener, Lorino, Maggi, Franco de Marchis, als auch Daniel Speckle vertreten sind. Daran schliessen sich 22 Bücher von der Kriegs- und Belagerungskunst, 7 von der Büchsenmeisterei, 15 von der Geometrie, mehrere von der Visirkunst und vom Feldmessen, 19 von Arithmetik, die er als „die allerschenste Kunst in der ganzen Welt“ bezeichnet. Von Maler- und Bildhauerkunst, die mit Dürer's Schriften in deutscher und italienischer Ausgabe beginnen, zählt er 24 auf. Den Abschluss machen 31 Nummern Württembergica und einige astronomische sowie astrologische Werke.

Endlich zählt er noch 1271 Stück Kupferstiche auf, darunter italienische und antike Gebäude, Städteprospecte, Landschaften, fürstliche Grabmäler, Brunnen, und zwar drei zu Augsburg, fünf in Italien, Altäre, „65 grosse und künstliche Stück von Bildwerk“, Kirchengestühle, Wappen, Dürer's Triumphbogen, Blätter der Perspective und Andres. Auch hier finden wir ein vielseitiges künstlerisches Interesse. Und wenn Schickhardt auch die Trajanssäule als Pyramide, den Obelisk vor St. Peter dagegen als Säule bezeichnet, so erkennt man doch aus Allem nicht bloss eine gediegene und umfassende Kenntniss seiner Kunst mit Allem was dazu gehört, sondern auch ein nicht gewöhnliches Streben nach allgemeiner Bildung, so weit sie seinen Lebenskreisen in jener Zeit erreichbar war.

Dass der treue und fleissige Mann sich nicht bloss der Anerkennung seiner Zeitgenossen, sondern namentlich auch in hohem Grade der Gunst seiner Fürsten erfreute, erkennt man aus vielen Zügen. Unter drei nach einander folgenden Regierungen war er thätig und mit uneingeschränktem Vertrauen beehrt. Besonders Herzog Friedrich scheint ihn hoch geschätzt zu haben. Ausser dem Hause und den Materialien zum Neubau, die er dem wackern Meister schenkte, weiss das Inventarium noch von manchen andern Vergabungen zu erzählen. Als der Herzog ihn mit nach Italien nahm, liess er ihm für die Reise einen „adligen Anzug“

machen, den Schickhardt auf mindestens 25 fl. veranschlagt. Den Seinigen schenkte der Herzog zum Unterhalt 100 fl. und einen Eimer Wein. Für die Aufnahme des Neckars erhielt er vom Herzoge 80 fl., für die Beschreibung der ungarischen und italienischen Reise, die er mit dem Herzog gemacht, 200 fl. Gelegentlich merkt Schickhardt an, der Herzog habe ihm „etliche Kunstbücher“, oder „einen ganzen Hirsch mit Haut und Haar“, oder „eine wilde Sau“ verehrt. Auch Johann Friedrich bezeugte dem Meister wiederholt seine Gunst. Er erhöhte ihm sogleich seine Besoldung um 80 fl., vermehrte seine liegenden Güter und schenkte ihm wiederholt wie sein Vorgänger prächtige Pokale.

Trotz der Gnade seiner Fürsten musste er doch erfahren, dass gelegentlich anmassende Ausländer ihm vorgezogen wurden. So besonders beim Grottenbau im Lustgarten, für welchen Johann Friedrich niederländische Künstler um hohe Besoldung berief. Darauf bezieht sich vielleicht ein Vorfall, dessen Schickhardt in seinen Aufzeichnungen gedenkt. Er hatte einmal, so berichtet er, dem Herzog „etliche unnötige Sachen fürzunehmen“ widerrathen, wofür dieser ihn mit „gantz ohn gnädigen Augen“ angesehen habe. „Als ich aber erhebliche Ursachen erzält, warum ich solches widerrathen, haben I. F. Gnaden erkannt dass ich es gut meine und mir darüber einen vergoldeten Becher verehrt, darbey gesagt, er wolle mein gnädiger Herr sein.“ Dies geschah am 13. Februar 1611; damals trug sich wahrscheinlich der Herzog schon mit dem Plan zu jenem Grottenbau, der bald darauf in Angriff genommen wurde. Uebrigens hatte unser Meister schon früher bei dem Projekt der Schiffbarmachung des Neckars, als man Ingenieure „aus Holland, Italien und den Niederlanden“ berief, Gelegenheit genug gehabt, sich über die ausländischen Prahlhansen („Prachthansen“ nach seinem Ausdruck) und ihre leichtsinnigen Vorschläge zu ärgern. Es begann die Zeit, wo die einheimischen wackern Meister durch fremde vornehm auftretende Künstler verdrängt wurden, und wo in der Ausländerei der Höfe deutsche Sitte und Kunst auf lange Zeit zu Grunde gehen sollte. Schickhardt ist einer der letzten alten kerndeutschen Meister, die in der Fremde zu lernen wussten, ohne das Eigene preiszugeben. Schon desshalb gebührt ihm ein ehrendes Andenken.

Stuttgart.

Die Hauptstadt Württembergs verdankt ihre erste Anlage und ihr Emporkommen ihren Fürsten.¹⁾ Schon im 13. Jahrhundert finden wir hier einen Ort, der sich an eine Burg der Grafen von Württemberg lehnte, und schon 1286 weiss dieselbe der Belagerung König Rudolphs I kräftigen Widerstand zu leisten. Mit dem 14. Jahrhundert wird die Burg mehr und mehr der Lieblingsaufenthalt der Grafen, und schon 1417 werden verschiedene Wohnlichkeiten genannt, darunter „des Grafen altes Gemach oben im Haus mit fünf guten Bettstätten, die Kammer mit dem Wurzgarten gegen den Hof hinaus, der Erker mit drei Bettstätten, die grosse Stube neben des Grafen Gemach, die Ritterstube oben im Haus und die untere grosse Türnitz“. Zugleich ist die Rede von einem vor der Burg gelegenen Sommerhause, und 1480 wird des neuen Hauses gedacht, das Graf Ulrich der Vielgeliebte erbaut haben mag. Diese frühere mittelalterliche Anlage bildete offenbar eine lose Gruppe unter einander vielleicht durch Gänge verbundener Gebäude, durch Mauer, Wall und Graben nach der Sitte der Zeit wahrscheinlich eingeschlossen. Seit durch den Münsinger Vertrag 1482 Stuttgart ausdrücklich zur Hauptresidenz ernannt wurde, musste auch die Bedeutung der Burg steigen, und Herzog Christoph war es, der den Anforderungen der neuen Zeit zuerst in einem grossartigen Neubau Rechnung trug, indem er die älteren Gebäude bis auf den östlichen²⁾ Flügel (D in unsrer Fig. 87) abtragen liess und seit 1553 die drei neuen Flügel mit ihren stattlichen Arkaden hinzufügte. Aus diesem Jahre datirt ein im Stuttgarter Archiv aufbewahrtes Schreiben des Herzogs Christoph, welches die Werkmeister *Joachim Meyer* und *Peter Busch* mit den Vorarbeiten beauftragt. Den Kostenanschlag hat ein Meister *Blasius Berwart*, der auch sonst noch vorkommt, angefertigt. Als eigentlichen Baumeister lernen wir aber aus den Acten *Aberlin Tretsch* kennen, an welchen die meisten folgenden Erlasse des Herzogs gerichtet sind. Durch ihn entstand das jetzt zum Unterschied von dem neuen Residenzschloss als „Altes Schloss“ bezeichnete Gebäude, welches ohne Frage zu den hervorragendsten Schöpfungen der deutschen Renaissance gehört.

¹⁾ Für das Historische vgl. *Gesch. d. Stadt Stuttgart* von Dr. K. Pfaff. 2 Bde. Stuttg. 1845, und *Beschr. des Stadtdirektionsbezirkes Stuttgart*. 1856.
²⁾ Die Orientirung des Schlosses weicht etwas von den Hauptpunkten des Compasses ab, so dass der östliche Flügel, streng genommen, nach OSO. liegt. Ich ziehe indess, der Deutlichkeit wegen, die einfache Bezeichnung vor.

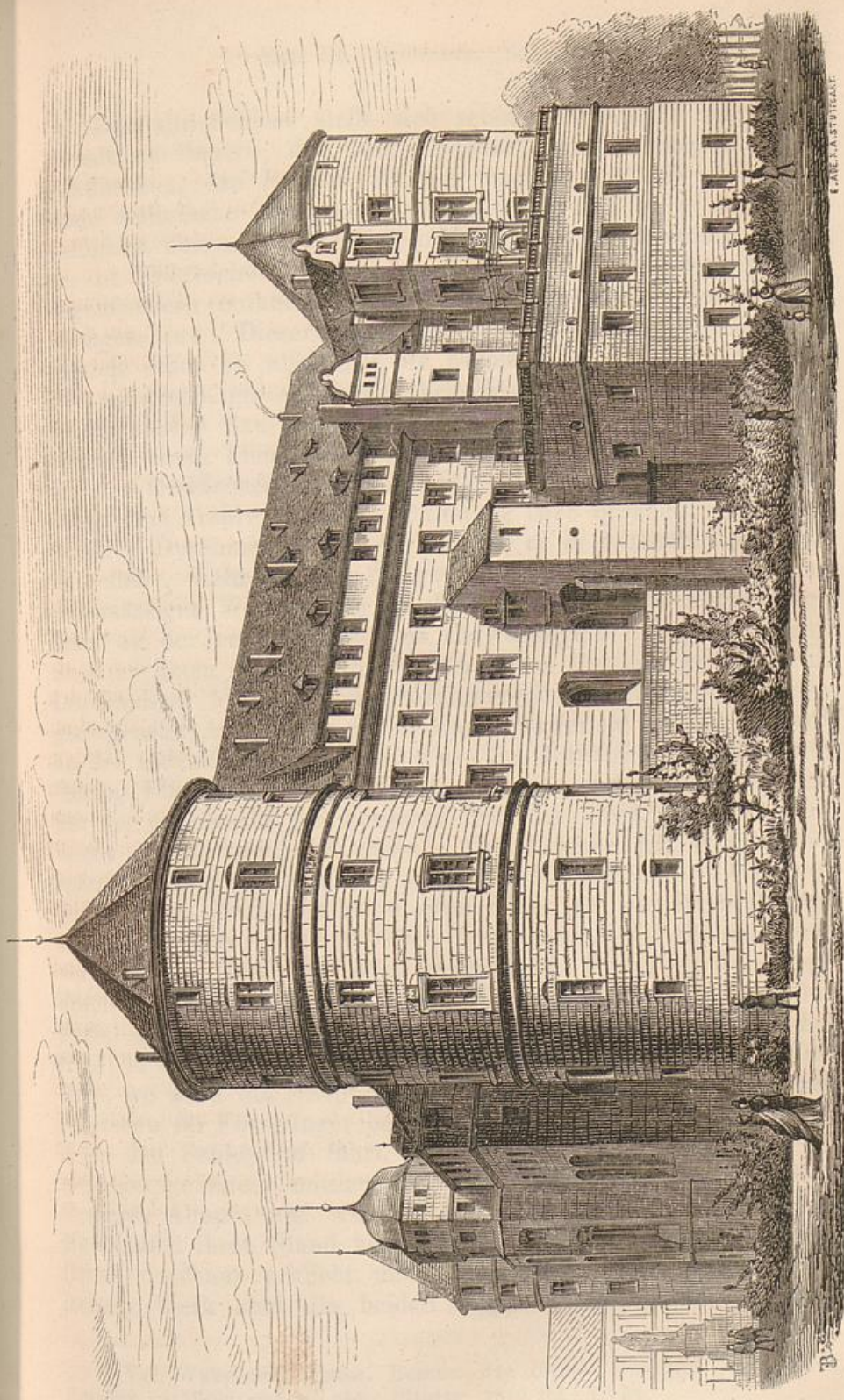
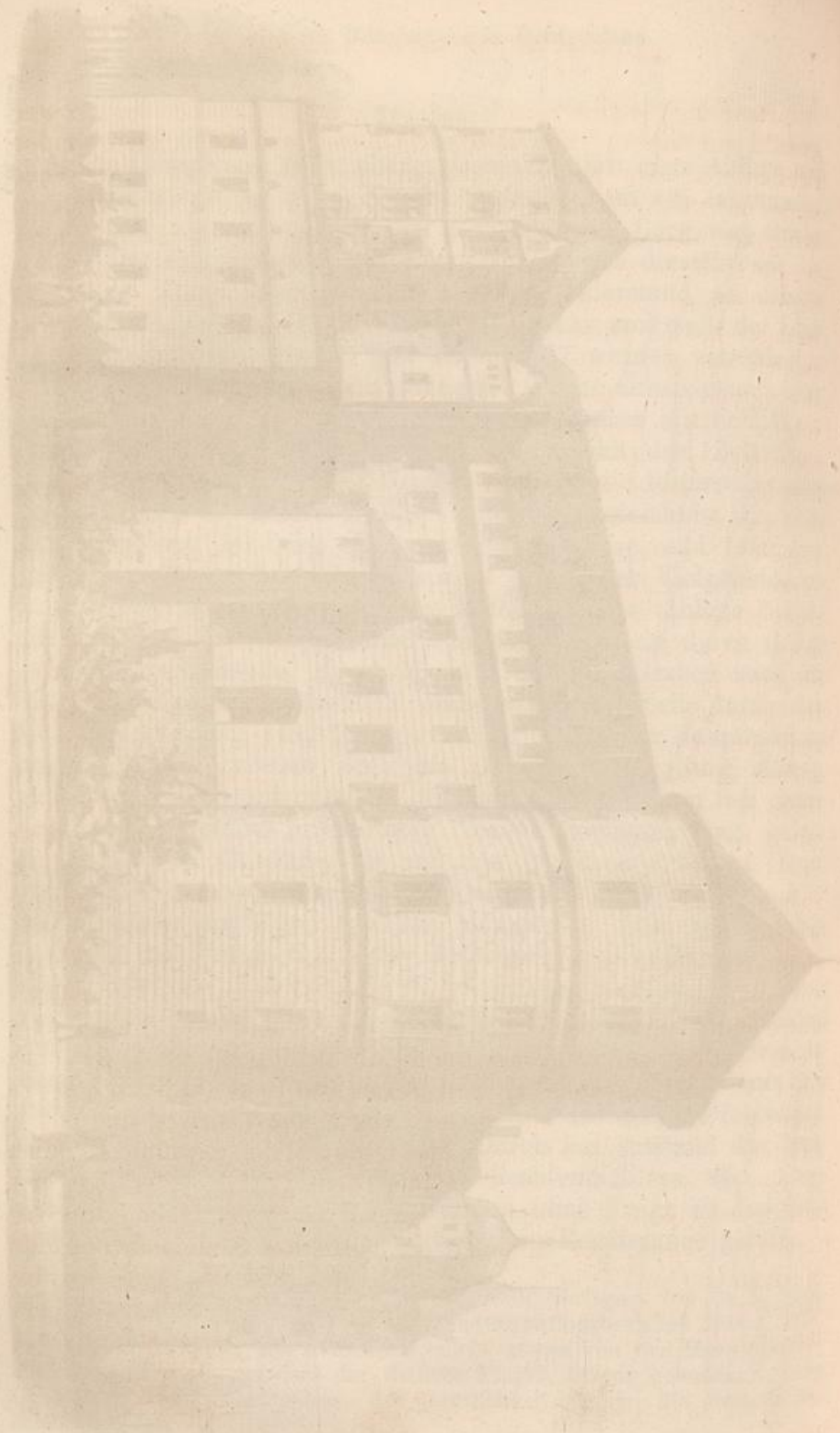


Fig. 86. Altes Schloss in Stuttgart. Südöstliche Ansicht.



ANSICHT DER UNIVERSITÄTSPALASTEN IN PADERBORN

Das alte Schloss stellt sich schon von aussen mit seinen gewaltigen Mauern, den hohen Dächern, den kolossalen runden Eckthürmen, den Erkern, Altanen und Giebeln als eine imposante malerische Anlage dar (Fig. 86). An Höhe und Massenhaftigkeit überragt alle übrigen Theile der alte östliche Flügel, der im Erdgeschoss die grosse Türnitz mit ihren hohen Spitzbogenfenstern enthält, darüber noch zwei Stockwerke und ein Dachgeschoss. Dieser gegen die Morgensonne gelegene Theil enthielt schon in alter Zeit die herrschaftlichen Wohngemächer. Der mit einem grossen Altan abgeschlossene an der rechten Seite vorgeschobene Bau wurde 1558 als Archiv hinzugefügt. Er trug ehemals einen kleinen Lustgarten mit seltenen Blumen, andern fremden Gewächsen und einem Springbrunnen. Den Rundthurm neben dem Archiv liess Herzog Ludwig 1578 erbauen. Bei einem äusseren Durchmesser von 45 Fuss ist er in schönem Quaderbau ausgeführt, während die übrigen Theile des Schlosses aus unregelmässigen Werksteinen errichtet sind. Derselbe Herzog fügte dann an der entgegengesetzten südwestlichen Ecke in ähnlicher Struktur einen zweiten Rundthurm (H in Fig. 87) von 32 Fuss Durchmesser hinzu. Noch gewaltiger und zugleich ein Muster gediegenster Ausführung in schönem Quaderbau ist der Thurm G an der südöstlichen Ecke, 50 Fuss im Durchmesser, 1687 unter Herzog Eberhard Ludwig hinzugefügt, dessen Namenszug man mit der Jahreszahl am Aeussern liest. An der Südseite unterbricht die polygone Altarnische der Kapelle mit ihren hohen spätgothischen Fenstern die einfachen Mauer Massen. An dieser wie an der nördlichen Seite springt der Bau des Herzogs Christoph um etwa 18 bis 20 Fuss über den alten östlichen Flügel vor. Von der Nordseite führt ein einfaches Portal im Rundbogen durch einen gewölbten Thorweg in den Schlosshof. Neben dem Portal enthält ein moderner Anbau die Schlossküche. Die Hauptfront, in einer Ausdehnung von gegen 250 Fuss, bildet die Westseite, wo auch der Haupteingang, aus einem Thorweg und einem Pfortchen für Fussgänger bestehend, durch die gewölbte Einfahrt A in den Schlosshof führt. Ueber dem Portal endet der hier niedriger gehaltene mittlere Theil der Façade mit einer terrassenförmigen Altane, auf welcher bei festlichen Gelegenheiten die Musikanten ihren Stand hatten.¹⁾ Ueberall ist das Aeussere des Baues durchaus schlicht und schmucklos. Das einzige künstlerische Werk sind die beiden Wappen über dem Hauptportal,

¹⁾ Vgl. Wahrhaftte histor. Beschr. der fürstl. Hochzeit Joh. Friedr. Herzogs zu Württemberg etc. (Stuttg. 1610 fol.) p. 54.

umfasst von Pilastern und Gesimsen mit delikatesten Ornamenten aus Herzog Christophs Zeit. Sonst sind sogar die Portale völlig roh, und von den durch Herzog Friedrich am nördlichen hinzugefügten Pilastern und Figuren ist nichts mehr zu sehen. Das Schloss war übrigens rings mit einem gegen 30 Fuss tiefen, 25 Schritt breiten Wassergraben umgeben, der freilich gegen Norden und Osten schon im 16. Jahrhundert trocken lag und den Löwen des Herzogs Ulrich als Aufenthalt diente, im 18. Jahr-

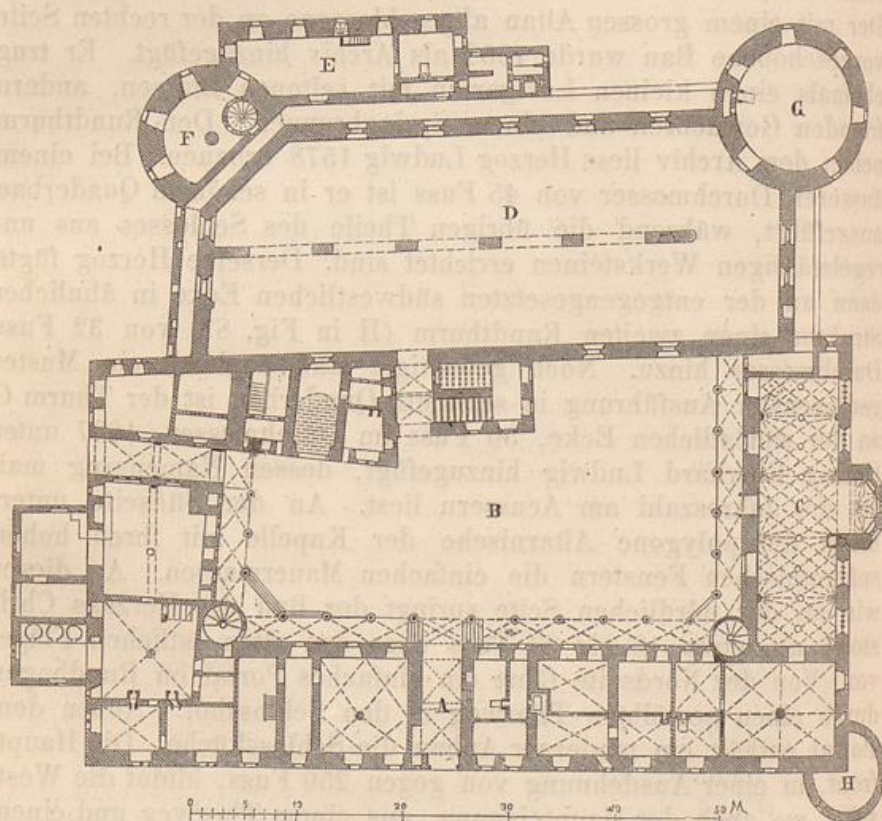


Fig. 87. Stuttgart, altes Schloss.

hundert sodann gänzlich ausgefüllt wurde. Noch damals sah man darin laut einer alten Beschreibung unter Anderm „zwei grosse Auer-Ochsen beiderley Geschlechts, so von Ihre Königlichen Majestät in Preussen anhero verehrt und aus Berlin geschickt worden“; ferner „einen sehr raren corsicanischen starken Stein-Bock samt einer sauberen corsicanischen Hirsch-Kuh“.

Ueberraschend ist der Anblick, wenn man in den Schlosshof B eintritt (Fig. 88). Derselbe misst gegen 84 F. Breite bei 150 F.

Länge und ist in drei Geschossen mit stattlichen Bogenhallen umgeben, deren Flachbögen auf kräftigen Säulen ruhen. In origineller Anordnung sind die Arkaden um die beiden in den Ecken des Westflügels liegenden runden Treppenthürme herumgeführt. Dem Eintretenden zur Rechten liegt die Kapelle C, zu welcher im unteren und obern Geschoss reich dekorirte Portale führen. Aus dem östlichen Flügel D springt aber ein gewaltiges Treppenhaus vor, das sich schon durch die schräg gestellten Fenster in seiner Bedeutung ankündigt. In einer Urkunde des Stuttgarter Archivs vom 23. August 1558 befiehlt Herzog Christoph dem Meister *Blasius Berwart*, sich nach Dillingen zu begeben, wo er im Schlosse des Bischofs von Augsburg „einen Schnecken“ gesehen, der ihm dermassen gefallen, dass er einen ähnlichen im Stuttgarter Schloss ausführen lassen wolle. Da später von dem „Schnecken am alten Hause“ noch weiter die Rede ist, so kann nur diese grosse Reitschnecke oder -Treppe gemeint sein. Ein gewölbter Thorweg vermittelt den Eingang in das Treppenhaus und zugleich in den kolossalen Raum der Türnitz D, in welche man mit Ross und Wagen hineinfahren konnte. Die Treppe selbst ist eine sanftansteigende Rampe, die auf steigenden Kreuzgewölben ruht und auf deren steinernem Fussboden man bis in das oberste Geschoss hinaufreiten kann. Der zur Linken im spitzen Winkel vorspringende Bau enthält die breite Treppe, welche zu den kolossalen gewölbten Kellern hinabführt.

Von besonderem Interesse muss ursprünglich die jetzt wahrloste ungeheure Türnitz gewesen sein. Bei einer Breite von 60 Fuss und einer Länge von 165 Fuss wird der Raum durch Pfeiler mit hohen Rundbögen in zwei Schiffe getheilt. Grosse gothische Fenster, fünf in der Front, je zwei an den andern Seiten, führten ihm ein gentügendes Licht zu. Ohne Zweifel bildete der Saal ursprünglich das Hauptgebäude, den Pallas der Burg, der im Mittelalter als Versamlungs- und Speisehalle des Grafen und seiner Vasallen diente. Später scheint er zu kleineren Turnieren benutzt worden zu sein, aber schon zu Herzog Christophs Zeiten war er zur Speisehalle der mittleren und niederen herzoglichen Beamten und Hofdiener bestimmt, die hier gegen 450 Köpfe stark an 50 Tischen täglich gespeist wurden. Der anstossende Thurm F hat unten einen Saal, dessen Kreuzgewölbe auf einer mittleren Rundsäule ruhen. Eine eingebaute Wendeltreppe bildet die Verbindung mit dem oberen Geschoss, wo ein ähnlicher Saal sich befindet. Der Thurm G enthält im Innern einen grossen Saal von 36 Fuss Durchmesser und steht mit der Türnitz durch eine Thür in Verbindung. Im Uebrigen

ist der ganze Flügel im Erdgeschoss mit einem schmalen niedrigen Gange zur Kommunikation umgeben.

Ueber der Türnitz erheben sich zwei Stockwerke, die sich schon durch die grosse Reittreppe als die Haupträume des alten Schlosses verrathen. Hier gelangte man „zu den uralten Zimmern der Vorfahren“. Der Estrich war von Gips und gegossenem Stein in mancherlei Figuren, die Balken kunstreich geschnitzt, die Gemächer schön getäfelt, mit „Marmelstein und Schnitzwerk“ geziert. Im mittleren Stocke befand sich namentlich der Rittersaal, im 16. Jahrhundert gewöhnlich Ritterstube genannt, der wichtigste Repräsentationsraum des Schlosses. Von hier datirte Herzog Christoph in der Regel seine Resolutionen; hier erschienen die Vertreter der Landschaft, um die fürstlichen Propositionen zu vernehmen; hier überreichte der fürstliche Bräutigam, nachdem die Beschlagung der Decke erfolgt, der Braut die Morgengabe, und empfing das Brautpaar die Geschenke der Gäste. Hier war auch die fürstliche und die Marschallstafel, letztere in der Regel mit 166 höheren Beamten und Hofdienern an mehreren Tischen besetzt. Neben dem Saale lag des Herrn Gemach und seine Schneiderei, wo der Kammer Schneider arbeitete. Der zweite Stock enthielt „das Frauenzimmer“, d. h. die Wohnung der fürstlichen Familie. „Stuben und Kammern sind gar heimlich still. Da pflegt man zu sticken, zu wirken und zu nähen“. Namentlich werden angeführt der Herzogin und der Fräulein Gemach, die Jungfrauenstube, die Kinder- und Schulstube und der Herzogin Schneiderei.

Der anstossende nördliche Flügel enthielt im oberen Geschoss den grossen Tanzsaal mit feinem eingelegten Täfelwerk, die Wände mit köstlichen seidnen Tapeten gleich den übrigen Zimmern behangen. Hier wurden Prälaten und Landschaft nicht selten gespeist, und bei fürstlichen Hochzeiten jene glänzenden Bälle gehalten, wobei dem Brautpaar je zwei Fürsten vor und zwei Adlige mit Windlichtern nachtanzten. Unter dem Saale lag die Küche, wo ein Brunnen plätscherte und die Bratspiesse vom Wasser getrieben wurden. Die kolossalen 85 Fuss hohen Kamine, welche auswärts vor der Mauer sich erhoben, wurden erst in neuerer Zeit abgebrochen. Ausserdem war hier im Erdgeschoss die mit Zinn verkleidete fürstliche Badstube. Der westliche Flügel enthielt im Erdgeschoss die Apotheke, die Trabantenstube, das Gewölbe mit den Kleiderstoffen und andere Diensträume, alles in trefflich gewölbten Gemächern. Herzog Christoph liess 1564 den „Dappizierer und Patronenmaler“ *Jakob von Carmis*, Bürger zu Köln, mit seinen Leuten kommen, um zur Aus-



Fig. 83. Hof des alten Schlosses in Stuttgart.



schmückung des Schlosses Bildwerke aus Seide und Wolle zu weben. Bis 1570 wurden 22 Gemächer im oberen und unteren Stock mit solchen Tapeten versehen, welche biblische Geschichten darstellten und die für jene Zeit enorme Summe von 13,621 fl. 34 kr. kosteten. Als Maler war dabei ein *Nicolaus von Orley* beschäftigt. Bei dem Brande, welcher 1569 den Tanzsaal betraf, verbrannte ein Theil der Teppiche, welchen *Moritz de Carmis*, des Obigen Sohn, 1574 wieder herstellte. Noch 1664 liess man ähnliche Tapeten aus den Niederlanden kommen.

Von der ganzen prächtigen Ausstattung ist nichts mehr vorhanden. Was von Wandteppichen sich noch findet, gehört späterer Zeit an. Im zweiten Stock der Nordseite zeigt ein grosses Gemach an der Decke und der Eingangswand eine prachtvolle Stuckdecoration in derben, aber schwungreichen Barockformen etwa aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Dagegen ist die Kapelle, welche lange Zeit zur Hofapotheke degradirt war, neuerdings durch Tritschler würdig wieder hergestellt worden. Sie nimmt in einer Breite von 24 und einer Länge von 80 Fuss den ganzen südlichen Flügel ein. Die Altarapsis ist eigenthümlicher Weise in der Mitte der Langseite, dem untern Eingang gegenüber, südwärts vorgebaut. Ein reiches gothisches Netzgewölbe von prächtiger Ausführung bedeckt die Kapelle, ein schönes Sterngewölbe die Apsis. Den unteren Eingang bildet ein Portal mit korinthischen kannelirten Säulen auf reich decorirten Postamenten. Im oberen Stock ist ein ähnliches Portal mit laubgeschmückten Pilastern ionischer Ordnung angebracht, diese beiden noch aus Herzog Christophs Zeit. Dagegen gehört ein zweites oberes Portal rechts von dem ersten zu den prachtvollsten Schöpfungen der späteren Renaissance, wahrscheinlich unter Herzog Friedrich I allem Anscheine nach durch *Schickhardt* ausgeführt. Dass damals an dem Schlosse gearbeitet wurde, erkennt man an der Jahrzahl 1594, welche über dem inneren Thorbogen des nördlichen Schlossportals sich befindet. Dies spätere Kapellenportal ist mit reichen Hermen, mit üppigen riemenartigen Ornamenten, mit Voluten und Cartouchen in den ausschweifenden Formen der Spätzeit, sehr barock, aber gleichwohl überaus geschmackvoll ausgestattet.

Den schönsten Eindruck machen aber immer wieder die Arkaden des Hofes (Fig. 88), dieser wahrhaft classische Renaissancebau aus der Zeit des Herzogs Christoph. Kurz und stämmig sind die Säulen (vgl. Fig. 32), in drei Geschossen von derselben Ordnung, mit kannelirten Schäften, runden Untersätzen, kraftvollen Gurtbändern und frei behandelten korinthischen Kapitälern.

Dazwischen das schöne durchbrochene Geländer der beiden oberen Stockwerke (Fig. 33) mit dem Motiv regelmässig verschlungener Bänder; sodann die im Flachbogen energisch gespannten Arkaden und das kräftige Rippenwerk der Gewölbe, dies letztere noch gothisch, sonst Alles Renaissance, in echt deutscher Weise, anheimelnd und malerisch, den Bedingnissen unserer Sitte und unseres Klimas angepasst. Dazu die trefflichen Wendeltreppen in den beiden Eckthürmen, die nördliche einfacher, aber mit der stattlichen Figur eines wachhaltenden Kriegers im Innern auf der Brüstung, die südliche reicher behandelt mit prächtigem verschlungenem Maasswerk an der ganzen Unterseite, oben mit einem Sterngewölbe geschlossen. Auch die in zierlichem Renaissancerahmen am südlichen Treppenthurm hoch oben angebrachte Uhr gehört noch derselben Zeit. —

Nördlich vom Schlosse breitete sich der Lustgarten aus, durch eine niedrige Mauer mit vier Eckthürmen, welche Zimmer enthielten, abgeschlossen. Zur Rechten hatte man den Garten der Herzogin,¹⁾ mit fremden seltenen Gewächsen, Gartenhäusern und Springbrunnen geschmückt. Links erhob sich das Ballhaus, ebenfalls von einem Garten umgeben, mit einem prächtigen Portal, an welchem man die Figuren der Justitia und der Pallas sah. Weiter rechts lag das alte Lusthaus und die alte Rennbahn, 150 Schritt lang und 60 Schritt breit, am Eingang zwei hohe gewundene Säulen, welche die Standbilder der Fortitudo und der Temperantia trugen. Mitten auf der Rennbahn zwei kleinere Säulen mit der „Frau Venus und ihrem Sohn Cupido, an denen Beiden die Corden aufgehängt wird, wenn man nach dem Ringeln rennt. Welche Bildnissen der Ritterschaft eine Anreizung geben, wenn sie Frau Veneris und des löblichen Frauenzimmers Gunst und Glimpff erhalten wollen“. Sodann noch eine Säule ausserhalb der Schranken mit dem Bilde der Fortuna, „welche am linken Arm einen Korb trägt, dadurch ein Mann fällt, denn wer sich wider Gebühr in dem Ritterspiel zeigt, der fällt bei dem löblichen Frauenzimmer gewisslich durch den Korb“. Unterhalb der Rennbahn wieder zwei hohe Säulen, den ersten gleich, mit den Statuen der Justitia und Victoria. Ob und neben der Bahn ist zur Rechten das Schiess- oder Armbrusthaus, zur Linken gegen das alte Lusthaus der Irrgarten mit Sommerpavillon und Brunnenwerken. Dann kommt die neue Rennbahn, ebenso

¹⁾ Vgl. Wahrhafte histor. Beschreibung etc. p. 55 ff. Auf einem alten Stich von 1641, welcher in Kavalierverspective die Stadt Stuttgart darstellt, ist der damalige Zustand dieser Anlagen anschaulich wiedergegeben.

gross wie die alte, mit steinernen Schranken umgeben; oben und unten bei jedem Eingang zwei Pyramiden von 44 Fuss Höhe, in der Bahn zwei Säulen mit den Bildern des Merkur und der Venus.

Hier schloss sich nun das Neue Lusthaus an, welches Herzog Ludwig nach der gewöhnlichen Angabe von 1580 bis 1593 durch seinen Baumeister *Georg Beer* ganz aus Quadersteinen errichten liess, und welches im Jahre 1846 leider zerstört wurde, um an seiner Stelle ein ungewöhnlich hässliches Theater zu erbauen. Allein da Meister Beer in einer Eingabe vom 7. October 1586 sagt, er sei bereits „in das elfte Jahr bei diesem Bau“, so muss derselbe mindestens schon 1575 begonnen worden sein. Damit stimmt ein Erlass des Herzogs von 1574 an *Aberlin Tretsch*, betreffs Herbeischaffung des Holzes zum Pfahlrost für die Fundamente des Baues. Als zweiter Baumeister wird damals *Jakob Salzmänn* genannt. Im Jahr 1577 kommt neben diesem noch *Hans Korb* vor, 1579 aber erscheint neben Salzmänn *Georg Beer*, der nach seiner eigenen Aussage indess schon früher dabei thätig war. Von ihm rührt auch der ausführliche, äusserst lehrreiche Kostenüberschlag, der sammt den übrigen hier erwähnten Acten im Archiv zu Stuttgart bewahrt wird. Der Bau ist darin auf 54,670 fl. berechnet, wird aber schwerlich für diese Summe hergestellt worden sein. Interessant ist noch ein herzogliches Monitorium vom Jahre 1586, welches die Baumeister wegen langsamen Vorschreitens des Werkes zur Verantwortung zieht. Hierauf rechtfertigt sich Beer unterm 7. October desselben Jahres, indem er die Schwierigkeit einer solchen Bauführung geltend macht. Man könne nicht rascher vorschreiten, auch sei das Steinwerk sauber und wohl gehauen. Er sei nach Hirsau beordert worden, habe ausserdem im Garten und im Schloss, auch sonst noch an andern Stellen zu bauen, könne desshalb nicht immer Alles im Auge behalten. Vor sechs Jahren, „da der Salzmänn seliger noch gelebt“, habe er neben diesem die Hauptgebäu versehen, *Jörg Burckh* aber habe „die schleissenden Gebäu“ unter sich gehabt. Seit Beide gestorben, liege jetzt Alles auf Ihm. Da ihm aber „die grauen Haare nahen“ und er wegen seines Alters nicht Alles mehr versehen könne, bitte er, ihm einen zweiten Baumeister beizugeben. Wie es scheint, wurde diese Rechtfertigung angenommen, und der Meister vollendete gegen 1593 den Bau. Dass *Wendel Dietterlein* 1591 im Lusthaus malte, haben wir schon oben (S. 152) erfahren.

Der herrliche Bau hatte weder in noch ausser Deutschland seines Gleichen. Bei einer Länge von 270 Fuss war er 120 Fuss

breit und vollständig von einem gewölbten Säulengang umgeben, der sich (vgl. Fig. 89) in der Mitte der Langseiten zu einer zweischiffigen Halle vertiefte und dort durch Freitreppen, die in das obere Geschoss führten, auf beiden Seiten erstiegen wurde. Ueber diesem Mittelbau erhob sich eine obere offene Loggia auf Säulen, mit ihrem Giebeldach quer in das hohe Hauptdach einschneidend. Ueber den Arkaden zog sich eine mit durchbrochener Balustrade eingefasste Altane hin, auf welcher man um den ganzen Bau frei herumgehen konnte. Auf den Ecken waren vier niedrige Rundthürme mit schlankem Spitzdach errichtet, im unteren und oberen Geschoss prächtige Zimmer mit reich gemalten gothischen Sterngewölben enthaltend. Der ganze Bau bildete (vgl. Fig. 59 auf S. 211) im Erdgeschoss eine grosse auf 27 Säulen ruhende, mit Netzgewölben überdeckte Halle, in welcher drei vertiefte quadratische Bassins, rings von breiten Arkadengängen umgeben. Aus den mittleren Säulen strömte durch metallene Röhren das Wasser fortwährend ein, und in dem heissen Stuttgarter Thalkessel hätte nicht leicht eine Anlage erdacht werden können, welche in so vollkommener Weise eine schattig kühle Wandelbahn bei erfrischendem Brunnenrauschen zu gewähren vermochte.

Der Bau bot aber auch in seiner Ausstattung Alles auf, was die damalige Zeit zu leisten vermochte. Die Arkaden waren in den architektonischen Theilen mit der vollen Pracht der damaligen Ornamentik geschmückt. Dazu kamen an den Tragsteinen der Gewölbe 50 in Sandstein ausgehauene Brustbilder von Fürsten und Fürstinnen des württembergischen Hauses und der verwandten fürstlichen Geschlechter, wahre Prachtstücke der Bildnerei, in dem ganzen Reichthum des damaligen Kostüms durchgeführt. Alles dies so wie die Gewölbe in den Arkaden, den Thurmmündern und der Bassinhalle strahlte von Gold und Farbenschmuck. Bei der vandalischen Zerstörung hat man diese Arbeiten in brutaler Weise vernichtet und in die Fundamente des Theaterbaues geworfen; nur einige Reste sind auf die Villa des damaligen Kronprinzen bei Berg und auf den Lichtenstein gerettet worden.¹⁾ Das obere Geschoss enthielt in ganzer Ausdehnung einen einzigen mächtigen Saal, der seines Gleichen nicht fand. Durch 14 grosse Fenster, deren sehr originelle Form unsere Abbildung

¹⁾ Den Bemühungen des Architekten Beisbarth verdankt man eine vollständige kurz vor dem Abbruch im Jahre 1846 ausgeführte Aufnahme, aus mehreren hundert grossen Blättern bestehend, jetzt im Besitz des Stuttgarter Polytechnikums. Eine kleine Publikation hat nach diesem Material Bäumer vor einigen Jahren herausgegeben.

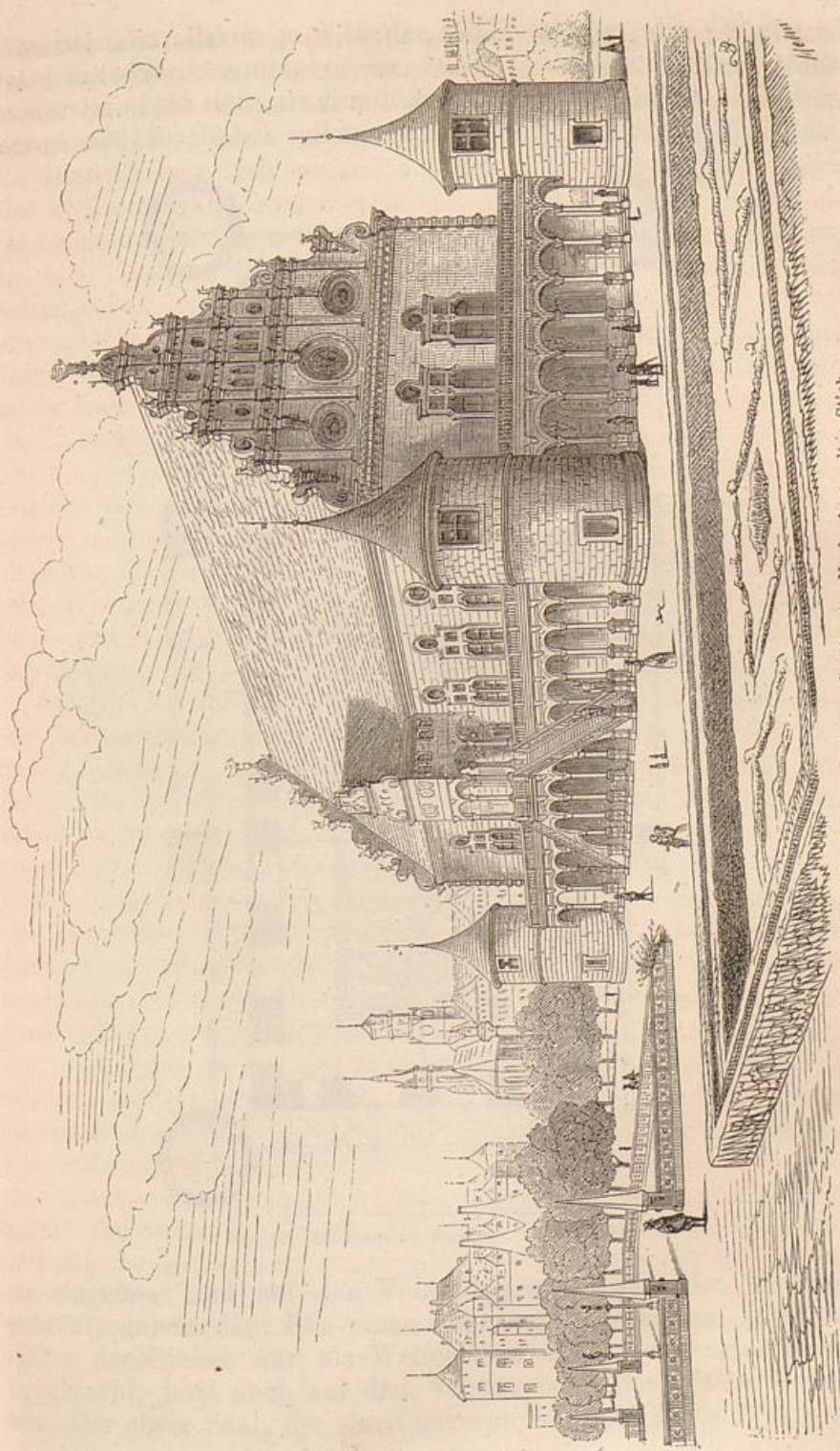
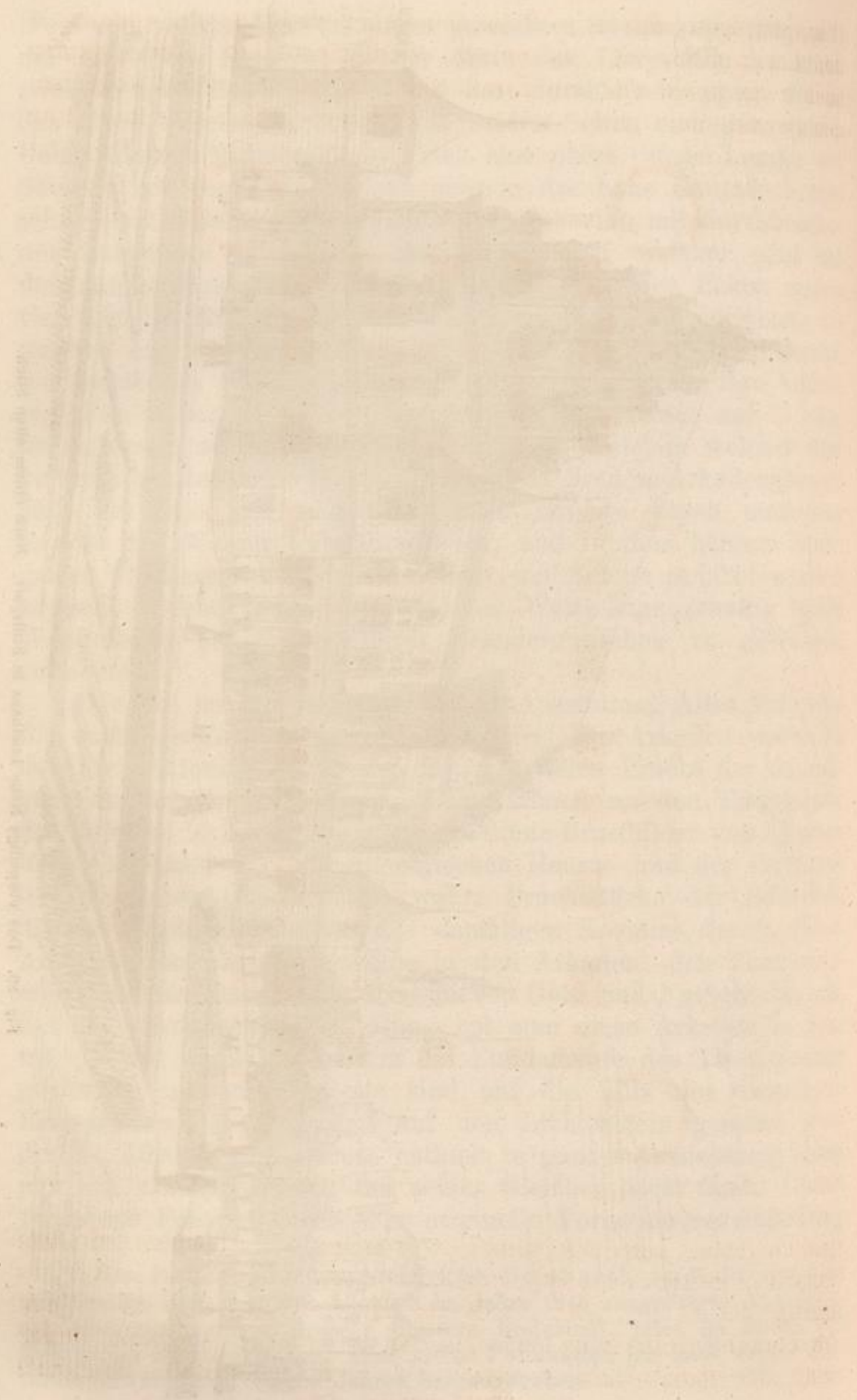


Fig. 89. Das ehemalige Neue Lusthaus in Stuttgart. Nach einem alten Stich.



(Fig. 89) zeigt, davon je 2 in den Giebelwänden, die übrigen in den Langseiten, empfing er ein reichliches Licht. Dazu kamen noch zwei ovale und ein Rundfenster in jedem Giebel. Die beiden gewaltigen Giebel selbst, mit Pilastern gegliedert, mit Volu-

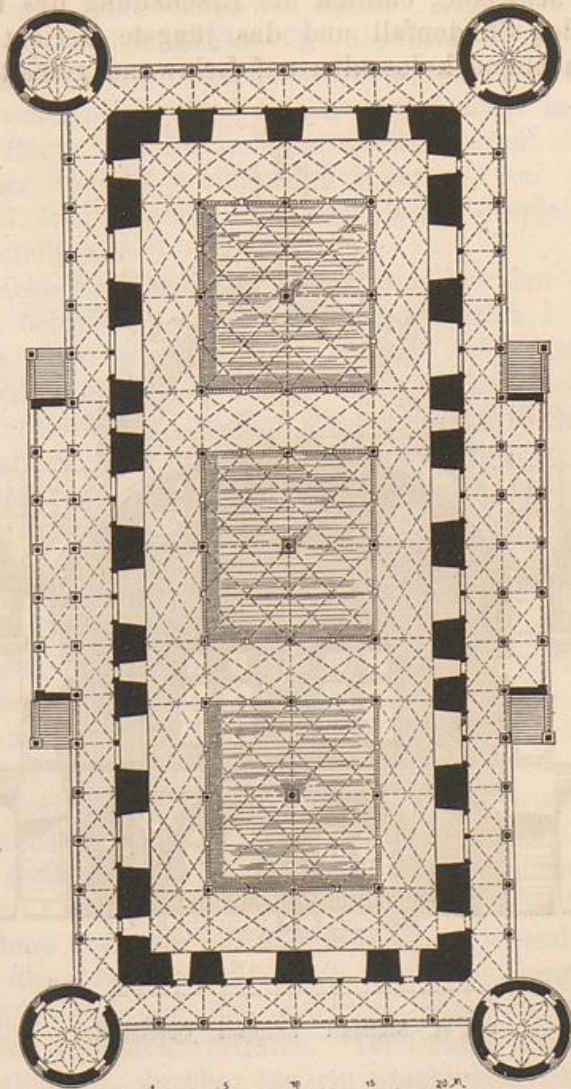


Fig. 90. Lusthaus zu Stuttgart. Grundriss.

ten eingefasst und auf den Vorsprüngen mit ruhenden Hirschen gekrönt, gaben dem Bau einen imposanten Abschluss. Auf der Spitze der Giebel war als Wetterfahne ein schwebender Engel angebracht, jetzt noch auf dem Theater als „Wetterhexe“ erhalten. Der obere Saal, der einen unvergleichlichen Raum für grosse

Festlichkeiten bot, war an den Wänden und dem 50 Fuss hohen Tonnengewölbe mit Gemälden geschmückt, zu welchen man die tüchtigsten Künstler der Zeit berufen hatte. Die Wölbung, welche von keiner Stütze getragen, in einem kunstreich construirten Hängewerk schwebte, enthielt die Erschaffung des Himmels und der Erde, den Sündenfall und das jüngste Gericht mit Himmel und Hölle in einem kolossalen auf Leinwand gemalten Bilde von

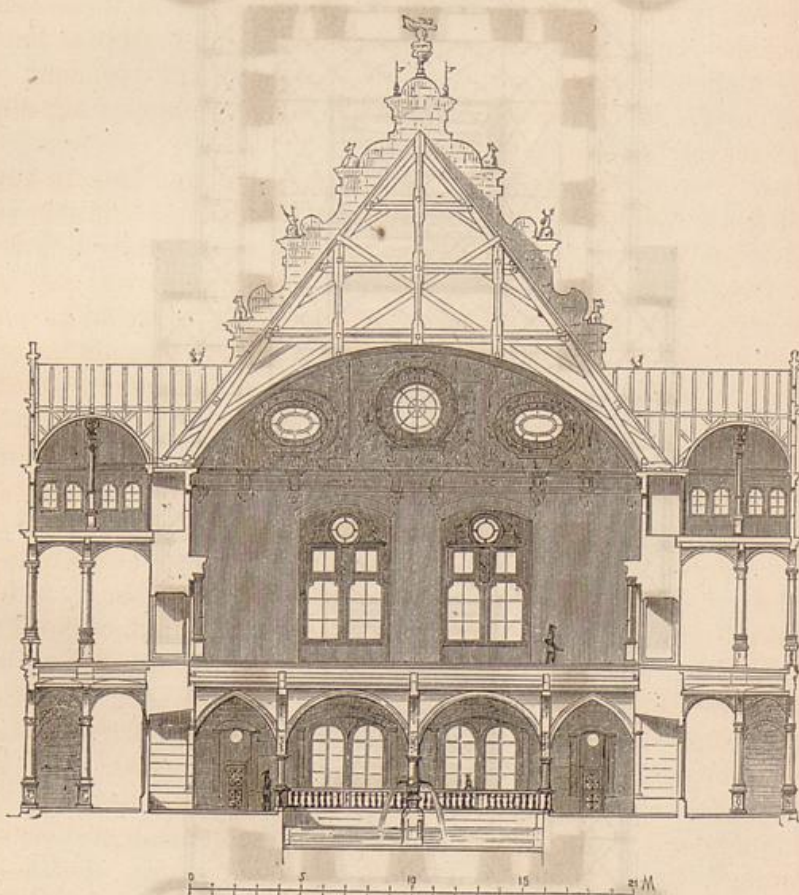


Fig. 91. Stuttgart. Lusthaus. Querschnitt.

200 Fuss Länge und 30 Fuss Breite, von dem handfertigen Strassburger Meister *Wendel Dietterlein*. Daran schlossen sich die Darstellungen von 12 Städten des württembergischen Landes, Jagden und Landschaften, so wie Portraits fürstlicher Räte und Diener. Weiter die lebensgrossen Bilder des fürstlichen Bauherrn und seiner beiden Gemahlinnen, zu welchen später die in Wachs getriebenen Portraits Herzog Friedrichs I und seiner Gemahlin

kamen. In der Mitte beider Langseiten führten prachtvolle Portale in den Saal und über denselben und den angrenzenden Loggien waren Zimmer, in welchen die Musik verdeckt aufgestellt werden konnte. Die gewölbte Decke dieser Emporen ruhte in der Mitte auf einer hölzernen Säule. Rings um die Wände des Saales zogen sich Bänke für die Zuschauer. Die ersten Singspiele und Ballette, in welchen die prunkvolle damalige Zeit sich gefiel, wurden hier aufgeführt, wobei auch in akustischer Hinsicht der Raum sich als tadellos erwies. Unterhalb des Baues lag ein kleiner See mit springenden Wassern, auf welchem im Anfang des 17. Jahrhunderts ein venetianischer Gondolier mit einer Gondel angestellt war.¹⁾ —

Das gleiche Schicksal der Zerstörung hat den sogenannten Neuen Bau betroffen, welchen Herzog Friedrich I südlich vom Schlosse von 1600 bis 1609 durch *Heinrich Schickhardt* aufführen liess. Obwohl derselbe 1757 im Innern ausbrannte, war das aus prächtigen geschliffenen Quadern solid aufgeführte Gebäude noch so wohl erhalten, dass es zwanzig Jahre später nur mit grosser Mühe niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht werden konnte. Wir geben nach einer alten Abbildung²⁾ unter Fig. 92 eine äussere Ansicht. Es war ein Prachtwerk, im Verhältniss zu den sonstigen Ausartungen der Zeit ungewöhnlich rein und streng durchgeführt. Nur die Krönungen der Fenster und der Portale zeigten durchbrochene Giebel und andere Barokformen. Auf den vier Ecken traten quadratische Thürme vor, welche Eingänge enthielten. In der Mitte der Façade nahm ein ähnlicher Vorbau, der über dem Dache erkerartig abschloss, das Hauptportal auf. Diese vortretenden Theile waren mit Eckpilastern gegliedert, sämtliche Fenster des hohen dreistöckigen Baues mit antiken Gliederungen kraftvoll eingefasst. An den Fenstern der Erker zeugten reich durchbrochene Balkone von einer Aufnahme südlicher Sitte, während die lebendige Vertikalgliederung, die Pavillons mit ihren Kuppeldächern, die hohen geschweiften Giebel und das mächtige abgewalmte Hauptdach nordische Gewohnheiten vertraten. Im Innern enthielt das Erdgeschoss Stallungen, darüber lag ein prachtvoller Saal, 124 Fuss

¹⁾ Vgl. „Kurtze Beschreibung dessjenigen was von einem Fremden in der alt-berühmten Hoch-Fürstl. Residentz-Stadt Stuttgart, vornehmlich auf dem daselbstigen Lust-Haus, Neuen Bau, Kunst-Kammer, Grotten etc. item an andern Gebäuen und Stücken Merkwürdiges zu sehen.“ Ohne Jahrzahl, aber nach 1733 erschienen. — ²⁾ Ein nach dem Brande ausgeführtes Oelgemälde, den Bau ebenfalls von der Südostseite darstellend, auf der Hofdomänenkammer zu Stuttgart.

lang, 74 Fuss breit, dessen Höhe auf 68 Fuss angegeben wird, was darauf deuten würde, dass er die drei oberen Stockwerke einnahm. Dagegen giebt die auf S. 365 angeführte alte Beschreibung an, dass der Bau im Innern zwei grosse Säle übereinander enthielt, unter welchen sich die gewölbten Marställe

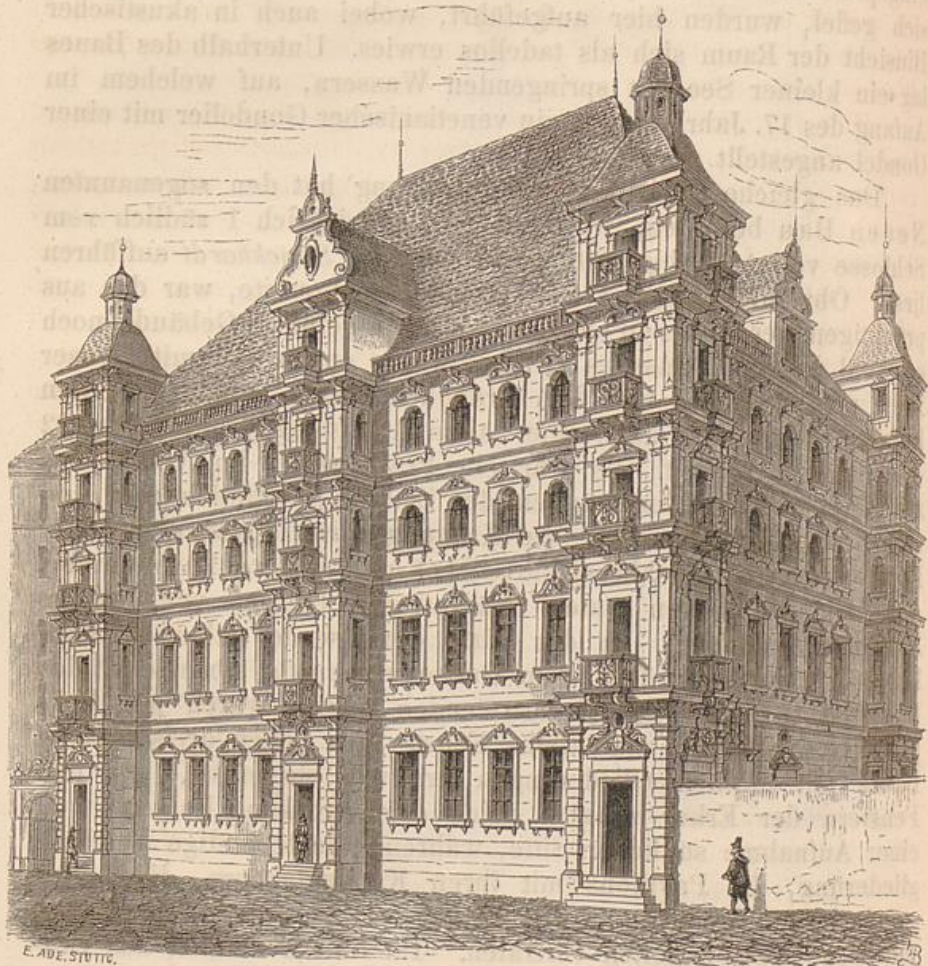


Fig. 92. Stuttgart. Der ehemalige Neue Bau.

befanden. Im dritten Stockwerk war die Rüstkammer. Eine prächtige Wendeltreppe führte im mittlern Pavillon durch alle Stockwerke. Der Hauptsaal war mit Gemälden geschmückt und hatte eine auf 12 Säulen ruhende Galerie. Diese oberen Räume dienten als Kunst- und Antiquitäten-Sammlung und enthielten neben Merkwürdigkeiten der Kunst und der Natur die Rüstkammer

mit eroberten Waffen, kunstreichen Rüstungen u. s. w. Da wir über das Innere keine genaueren Nachrichten besitzen, so muss die Beurtheilung des künstlerischen Werthes sich auf das Aeussere beschränken. Dass Schickhardt kein italienisches Vorbild copirt hat, wie man wohl aniebt, sieht man auf den ersten Blick. Vielmehr zeigt er sich gerade in diesem Bau, der das Hauptwerk seines Lebens war, ebenso selbständig den Italienern gegenüber wie er neben den Ausartungen seiner Zeit maassvoll erscheint. Das Gebäude ist jedenfalls zu den vorzüglichsten Werken der deutschen Renaissance zu rechnen. —

Hier füge ich nach der oben erwähnten alten Beschreibung Einiges über die berühmte ehemalige Grotte im fürstlichen Lustgarten bei, weil sie als Muster einer derartigen Anlage gelten kann. „Solches ist erstlich ein Gebäude, nach Ital. Arth, auf Toscanische Ordnung gebauet, welches hauptsächlich von geschliffenen Quaders in quadrat ausgeführt, 101 Schuh lang und 97 Schuh breit. Aussen her bei der Haupt-Facciata, zeigen sich zwei Bavillons, worinnen commode gebrochene Treppen sich befinden, worauf man auf die obere und sehr plaisirliche Altanen gehet; Das gantze Gebäude ist von verspünt- und in Kütt gelegten Blatten beleget; Der Boden dieser Altanen ist rings herum mit Ballustraden und mit einer zierlichen Gallerie umfasst, worauf in specie gegen der fronte Statuen, von alten Kaiser und Königen, und darzwischen sitzend- und liegende Löwen eingetheilet seynd, welche samtliche Figuren vor Zeiten Wasser gespritzt, bei denen obern Ruh-Plätzen beeder Treppen 2 liegende Löwen, die denen entgegen kommenden Personen das Wasser aus dem Maul spritzen und solche benetzen; Mitten auf dieser Altanen befindet sich ein sehr zierlicher Spring-Bronn; Vor diesem magnifiquen Gebäu ein Vorhof, welchen von Quader eine Brust-Höhe Fassung umgiebet, worauf mühsame Trillages oder Vergitterungen von Eisen mit künstlichen Schlosser-Arbeiten stehen, da dann bei dem Eintritt solches Vorhofes ein gross Steinernes Oval-Bassin sich praesentiret, worinn auf einem Felsen von Duffsteinen der Wasser-Gott Neptunus auf einem Meer-Fisch lieget, und in der einen Hand die ihm zugeeigente dreizinkichte Gabel hält, mit dem linken Arm aber auf ein Wasser-Gefäss sich steuret, woraus dann nicht nur Wasser aus seinem Mund sondern auch aus obgemeldten drey Gabel-Zinken, und gemeldetem Gefäss spritzt, wie auch aus dem Rachen des Fisches worauf er liegt; Berührtes Bassin hat auf seiner Umschaalung allerhand Meer-Monstra, welche zugleich auf allerhand Art Wasser von sich spritzen.

„Dieser Vorhof ist mit lauter flachen Kieselsteinen ausgepflästert, darzwischen durchaus verborgene Spritzwerk eingerichtet sind, welche über sich und einen verkehrten Regen praesentiren, so solches Wasser-Werk angelassen wird. Wann man dann durch ein Portal in das Haupt-Gebäude eintritt, so zeigt sich ein Perspective; Da durch ein Spiegel ein Cascade und dabey befindliche Wasser-Fälle von einem Fach in das andere liebliche Spielungen machen, dass auch das Aug den Ursprung wegen der vermeinten Entfernung nicht wohl erreichen kann; Vor diesem gemeldten Perspective ist eine kleine Gallerie mit allerhand Vexier-Wasser eingerichtet, da innerhalb allerhand rares Spritzwasser zu sehen; Auch seynd neben an denen Wandungen und vertiefften Niches allerhand singende Vögel, welche durch den, von Kunstgefangenen Wind, denen natürlichen Vögeln nachahmen, als Nachtigall, Kanarien-Vögel u. dergl., auch schreyet der Guguk denen Natürlichen sehr gleich, wie auch ein wilder von Meer-Muscheln figurirter Mann auf einem Kupfernen Waldhorn bläset, welches weit zu hören; Und anderer Seiten ein Meer-Monstrum oder Meer-Mann von solchen Muscheln gemacht, welcher auf einer graden Trompeten sehr stark bläset, auch vornen her links und rechts zwei von kleinen Schnecken formirte Wasser-Enten, die das Wasser, so solches ihnen vorgehalten wird, an sich schlucken und ausspritzen; In diesem Gang worinnen man sich gleich bey dem Eintritt in der Mitte befindet, und obgemeldte Kunst-Stücke betrachten kan, seynd die Nebenwandungen mit vielen von See-Muscheln gemachte Figuren geziert, und oben und unten an denen schmalen Seiten-Wandungen, Spiegel; Wenn man da hinein sehen will, so kommt vieles Spritzwasser mit Gewalt entgegen, und gestattet wenig Zutritt; Auch seynd hin und wieder vertieffte Niches, worinnen Figuren von Schnecken und Muscheln gemacht seynd, und auf allerhand Arth Wasser von sich spritzen.

„Aus solchem Gang wird man linker Hand in ein grosses Gewölb geführt; Dieses ist mit Dufft- und allerhand Bergsteinen aus gemacht, und befinden sich auch besondere Figuren nach der Natur bossiret und angestrichen hierinnen, als die Andromeda, an einen Felsen geschlossen, welche aus den Brüsten und andern Orthen mehr Wasser sprizet, ingleichem ein Drache oder Meer-Monstrum, welcher sich stellt, als ob er solche verschlingen wollte, wie dieser Drach auch in einem weiten Bogen das Wasser mit etwas Krachen auswirfft.

„Unterhalb sitzet ein angekleidtes Frauenzimmer, welches vormals vor das Wahrzeichen gehalten worden, in einer Nische

mit einem auf denen Armen liegenden Kind, welche dann das auf denen Armen liegende Kind auf- und abgautschet, als wenn sie solches einschläfern wollte, dadurch sich aber entblösset, und an verborgenem Orth stark Wasser über die gantze Weite des Gewölbes hinüber spritzet.

„In diesem Gewölb hat man sich über eine halbe Stunde aufzuhalten; Wenn die Wasser-Instrumenten gezeiget werden, welche Abwechslungs-weiss verwunderliche Figuren von Wasser auswerffen, als Schnee und Regen, Nebel, allerhand Blumen, welche das Wasser pur allein aus solchen figuriret, umlauffende Kugeln in Jagden; Ferner über sich steigende Kronen und Kugeln, wie auch sich natürliche Regen-Bogen praesentiren; Auch seynd darunter allerhand Wasser-Instrumenten, dass, (so man will) das Wasser in dem gantzen Gewölb kan herum gespritzt werden, welche zu dem Nassmachen dienen, so einem oder dem andern ein Kurtzweil angerichtet werden solle. Nebst diesem Gewölbe stund vor diesem eine Orgel in einer Vertieffung, welche das Wasser getrieben, und so lange die Wasser-Instrumenta praesentiret wurden, mit vielen Musikstücken alternativement solche gespielt hat. Von diesem Gewölb gehet man wieder zurtück durch erstgemeldten Gang, welcher nun völlig mit Kiesel-Stein besetzt, und aus dem Boden verborgene Spritz-Wasser, welche 7 bis 8 Schuh in die Höhe fahren, und dem Frauenzimmer zu sonderbarer Abkühlung dienen; Alsdann kommt man in das andere Gewölb, in der Grösse dem obberührten Gewölbe gleich, welches durchaus mit figureusen Berg-Stein, Meer-Schnecken und Muscheln ausgeziert; Rechter Hand auf einem Felsen befindet sich eine Windmühl, die zwar durch das Wasser umgetrieben wird. Besser hin, in dem zweiten Eck stehet ein Jäger, auf Tyroler-Art gekleidet, welcher nach einem in der Lufft schwebenden Stein-Adler auf wundersame Art mit einem starken Knall, Feuer und Wasser zugleich schiesset. Und solche Maschinen werden alle durch den Gewalt des Wassers getrieben.“

Ueber die Ausführung dieses Grottenwerkes, des letzten Luxusbaues vor dem Ausbruch des dreissigjährigen Krieges, findet sich im Staats-Archiv zu Stuttgart ein überreiches urkundliches Material. Ich hebe nur das Wichtigste heraus. Herzog Johann Friedrich hatte zu dem Unternehmen, das ihm sehr am Herzen lag, den Niederländer *Gerhard Philippi* verschrieben, dessen Bestallungsbrief vom 1. Mai 1613 datirt. Sein Jahrgehalt, so lange er an dem Werke arbeiten würde, ward auf 1000 fl., eine für jene Zeit sehr ansehnliche Summe, festgesetzt. Neben ihm wird *Esaias van der Hulst*, also ebenfalls ein Niederländer, aber in

untergeordneter Stellung erwähnt. Nun traf sich's, dass der durch den Pfalzgrafen und den Fürsten von Anhalt empfohlene berühmte Ingenieur *Salomon de Caus*, der den Heidelberger Garten, das Wunder der damaligen Zeit, angelegt hatte, nach Stuttgart kam und vom Herzog wegen des Grottenbaues zu Rath gezogen wurde. Bei Hofe scheint er solchen Eindruck gemacht zu haben, dass in einem Erlass vom 4. März 1614 die beiden bereits angestellten Architekten angewiesen wurden, sich mit de Caus in Verbindung zu setzen und ihm ihr Modell zur Begutachtung vorzulegen. Schon am 2. April desselben Jahres ist sogar von einem Modell des de Caus die Rede, nach welchem Jene sich richten und den Bau in Angriff nehmen sollen. Darüber grosse Enttäuschung von Seiten Philipppis, der sich wiederholt beschwert, welches Herzeleid ihm solche Zumuthung gemacht. Es kommt schliesslich dahin, dass von de Caus nicht mehr die Rede ist, dass unterm 14. Februar 1616 eine neue Bestallung für Philipppi ausgefertigt wird, unter der ausdrücklichen Zusicherung, nur nach seinem Modell solle die Grotte mit ihrem „artificium und Kunstwerkh“ ausgeführt werden. Mit wie vornehmen Ansprüchen gegenüber den schlichten einheimischen Meistern die fremden Künstler auftraten, ersehen wir daraus, dass Philipppis Gehalt auf 1050 fl. erhöht und ihm „sämmliche Privilegien der Adelpersonen“ bewilligt werden. Der Bau selbst erforderte nach dem Anschlag jährlich 5099 Gulden. —

Nordwestlich vom alten Schlosse zieht sich die Alte Kanzlei hin, ein langes einflügeliges Gebäude, anspruchslos in Bruchsteinen aufgeführt. Es ist in zwei Absätzen entstanden, und eine schöne Inschrift am westlichen Portal der Südseite berichtet, dass Herzog Ulrich 1543 den Bau begonnen, Herzog Christoph 1566 ihn erweitert, der Administrator Friedrich Karl sodann unter Herzog Eberhard Ludwig ihn nach einem Brande von 1684 wieder hergestellt habe. Der ältere Theil ist der östliche, dem Schlosse benachbarte, welcher um ein Geschoss über den nur zweistöckigen Anbau emporragt, gegen denselben mit einem abgetreppten Giebel schliesst, der in seinen kräftig ausladenden Gesimsen vielleicht die Hand Schickhardts erkennen lässt. Beide Theile sind indess zu einer einzigen Anlage verschmolzen, die auch in der technischen Behandlung keinen Unterschied zeigt. Die Nordfaçade gegen den jetzigen Schlossplatz ist völlig schmucklos, die Südfaçade gegen den alten Schlossplatz und die Stiftskirche erhält durch zwei runde Treppenthürme, welche jedoch nicht aus der Façade vortreten und nur durch ihr Auffragen aus dem Dach sich bemerklich machen, sowie durch zwei Portale

ein malerisches Gepräge. Von den beiden Portalen ist das östliche, dem Schloss zunächst liegende das ältere. Es trägt die Formen der Frührenaissance und dürfte seinem künstlerischen Charakter nach auf den Ausgang der Regierung Herzog Ulrichs zurückgeführt werden. Sehr kurze Pilaster auf ebenfalls kurzen Stylobaten, mit frei korinthisirenden Kapitälern, deren Laubwerk an die Arbeiten im Hof des Schlosses zu Tübingen erinnert, am eingerahmten Schaft Medaillons mit Kriegerköpfen, fassen den im Stichbogen überwölbten Eingang ein. Darüber eine Attika mit ionischen Rahmenpilastern, zwischen welchen das württembergische Wappen kräftig und einfach hervortritt. Auf einem Spruchband liest man die Inschrift: V. D. M. I. E. (Verbum domini manet in eternum), den bekannten Wahlspruch Herzog Ulrichs. Daneben sieht man im Flachrelief jederseits einen Hirsch, einmal stehend, einmal liegend in einer Landschaft. Von der oberen Bekrönung sind nur noch geringe Reste erhalten.

Das andere westlich gelegene Portal trägt die Merkmale der ausgebildeten Renaissance und wird gleichzeitig mit dem oben erwähnten Giebel entstanden sein. Hier haben die Formen die völlig entwickelte antike Behandlung, die kannelirten Pilaster mit gedrückten Composita-Kapitälern sind schlank und deshalb ohne Postament. Der Bogen des Portals bildet einen vollständigen Halbkreis und steigt von einem klassisch geformten Kämpfergesims auf; der Schlussstein ist mit einem kraftvollen, leider stark zerstörten Männerbrustbild geschmückt. Erwähnenswerth am Aeussern sind nur noch die trefflichen alten Wasserspeier mit ihren reich gearbeiteten schmiedeeisernen Stangen.

Das Gebäude, welches lange Zeit die Regierungsbehörden des Landes aufnahm, ist jetzt hauptsächlich der Bau- und Gartendirection sowie Dienstwohnungen eingeräumt und hat an der östlichen Seite die neu hergestellte Hofapotheke. Im Innern münden beide Portale auf breit angelegte mit gothischen Netzgewölben versehene Flure. Von diesen gelangt man in die beiden Treppenthürme, deren Spindeln spätgothische Riefelungen zeigen. Den oberen Abschluss macht ein schönes Sterngewölbe auf Laubconsolen. Auch im Hauptgeschoss hat der breite Flur ein treffliches gothisches Netzgewölbe von sehr flacher Spannung mit Laubwerk und figürlichem Schmuck an den Schlusssteinen. Der Flachbogen, der sich gegen die Zimmerflucht öffnet, und dessen abgefasste Ecken in kleine Voluten enden, ruht auf einer Wandsäule, die den Charakter der Frührenaissance reich und lebendig ausspricht. Ihr Kapital erinnert in freier Umbildung des fast noch gothischen Laubwerks an die korinthische Form, der Schaft ist

schräg kannelirt, nach unten ausgebaucht und mit demselben gezackten Blattwerk bekleidet. Dann folgt ein hoher cylindrischer Untersatz wie ihn auch die Säulen im Hof des alten Schlosses zeigen. Diese Theile haben ganz besonders eine Verwandtschaft mit den Formen im Schloss zu Tübingen. Sie deuten auf dieselben Baumeister und denselben Bauherren als welchen wir für diese Theile den Herzog Ulrich bezeichnen müssen. Die Gemäcker im zweiten Stock enthalten mehrere gute Stuckdecken in den derben üppigen Formen des 17. Jahrhunderts. Ein grosses Zimmer dagegen hat noch seine alte Täfelung in einfachen Formen, die Thüren mit eingelegter Arbeit und gutem Schlosserwerk ausgestattet.

Zu den späteren unter Herzog Friedrich I entstandenen Zusätzen gehört an der Nordostecke des Baues der stattliche in Form einer kolossalen Säule erbaute Thurm, welcher eine Wendeltreppe enthält. Ueber dem prächtigen Kapitäl, welches wir in Fig. 36 gegeben haben, bildet sich ein mit durchbrochenem Gitter abgeschlossener Umgang, darüber ein Postament neuerdings mit der vergoldeten Nachbildung des Merkur von Giovanni da Bologna besetzt. Der Thurm hatte ehemals reichen Goldschmuck und trug die Jahrzahl 1593.

Im rechten Winkel mit der alten Kanzlei, den Platz von der Westseite abschliessend, erhebt sich der Prinzenbau, gegenwärtig die Wohnung der Prinzessin Friedrich. Eine Inschrift über dem Portal berichtet, dass Herzog Friedrich I von 1605 bis 1607 den Bau errichtet, Eberhard III ihn vergrössert und der Administrator Friedrich Karl unter Herzog Eberhard Ludwig ihn 1663 bis 1678 neu hergestellt habe. Dies ist jenes von Schickhardt erwähnte Werk (vergl. S. 343), welches als glänzender Prachtbau entworfen, damals in den Fundamenten stecken blieb. Die Façade zeigt die Formen der Spätzeit, aber in besonders strenger klassischer Behandlung. Die Stockwerke sind niedrig und erhalten durch Pilaster in den drei antiken Ordnungen eine angemessene Gliederung. Die Fenster haben im Erdgeschoss den Rundbogen, in den beiden oberen Stockwerken rechtwinklige Umrahmung, welche je zwei gekuppelte Fenster umfasst. Das Portal ist mit doppelten korinthischen Säulen und einem antiken Giebel umrahmt. Ueber ihm erhebt sich ein Balcon auf kraftvollen plastisch geschmückten Consolen.

Von öffentlichen Gebäuden ist nur noch das Landschaftshaus zu nennen, dessen erster Bau 1565 noch unter Herzog Christoph begonnen wurde. Aus dieser Zeit scheint das schöne, leider stark beschädigte Portal herzuführen, welches in der

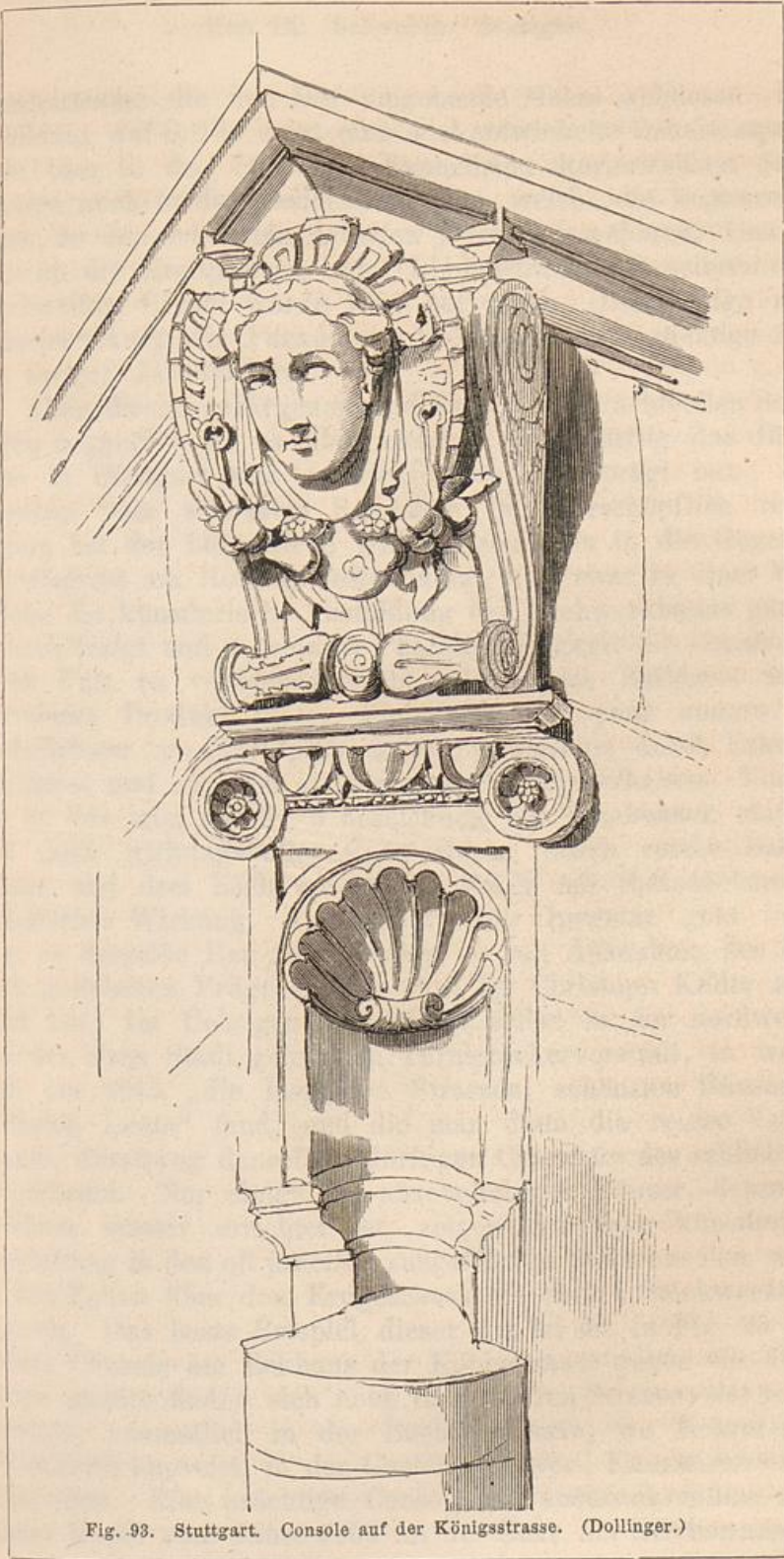


Fig. 93. Stuttgart. Console auf der Königsstrasse. (Dollinger.)



Kanzleistrasse die den Hof umgebende Mauer schliesst. Unsrer Abbildung auf S. 160 zeigt eine edel entwickelte Renaissance, die nicht blos in den eleganten kannelirten korinthischen Säulen, sondern auch in den Reliefbildwerken, welche die Bogenzwicfel füllen, zu den schönsten Arbeiten jener Zeit gehören. Das Eckhaus an der Kronprinzen- und Lindenstrasse mit seinem hohen geschweiften Giebel wurde 1580 begonnen. Die jetzige reiche Ausschmückung der Façade mit Fresken ist eine tüchtige Arbeit des vorigen Jahrhunderts. —

Allen diesen gediegenen und zum Theil prachtvollen Schöpfungen gegenüber ist es überraschend, wie dürftig das Bürgerthum in Stuttgart sich architektonisch ausgeprägt hat. Rings umgeben vom schönsten Sandstein in unerschöpflich reichen Lagern hat der bürgerliche Wohnhausbau bis in die Gegenwart überwiegend am Holzbau festgehalten, und zwar in einer Weise, welche die künstlerische Ausbildung des Fachwerkbaues gänzlich vernachlässigt und in elender Charakterlosigkeit die Construction durch Putz zu verdecken sucht. Selbst das Rathhaus ist ein werthloses Produkt dieser Richtung. Ein paar andere hohe Giebelhäuser am Marktplatz haben wenigstens durch Erker ein belebteres und zugleich stattlicheres Gepräge erhalten. Von diesen ist das jetzt mit Nr. 5 bezeichnete ein Prachtstück einfacher und doch wirkungsvoller Composition, durch reiche Balkons, Altane und drei hoch aufgebaute Erker mit Spitzdächern von malerischer Wirkung. Aus *Schickhardt's* Inventar geht hervor, dass es derselbe Bau ist, welchen er mit Ausnahme des ältern noch gothischen Erdgeschosses 1614 für Christoph Keller ausgeführt hat. Im Uebrigen trägt Alles selbst in der nordwestlich von der alten Stadt gelegenen Turnierackervorstadt, in welcher man um 1615 „die lustigsten Strassen, schönsten Häuser und reichsten Leute“ fand, und die man dann die reiche Vorstadt nannte, durchweg denselben dürftigen Charakter des schlichsten Riegelbaues. Nur einige der ansehnlicheren Häuser, deren Erdgeschoss massiv errichtet ist, zeigen eine Spur künstlerischer Ausstattung in den oft prächtig ausgeführten Steinconsolen, welche an den Ecken über dem Erdgeschoss die oberen Stockwerke aufnehmen. Das beste Beispiel dieser Art ist die in Fig. 93 abgebildete Console am Eckhaus der Königstrasse gegen die Planie. Einige andere finden sich noch in mehreren Strassen der reichen Vorstadt, namentlich in der Büchsenstrasse, wo Mehreres auf *Schickhardt* hinweist, in der Garten-, Calwer-, Kanzleistrasse und anderwärts. Eine prächtige Console mit ausdrucksvollem männlichem Kopfe vom Jahre 1605 an der Ecke der Kirchstrasse und

Engen Gasse. Endlich ist noch das originelle Geländer einer Terrasse in der Schulgasse zu erwähnen, welches wir auf S. 177 abgebildet haben. Der späteren Zeit gehört das 1685 gegründete Gymnasium an, immer noch ein charakturvoller Bau, der namentlich durch das energisch behandelte Portal an die gute Renaissance erinnert.

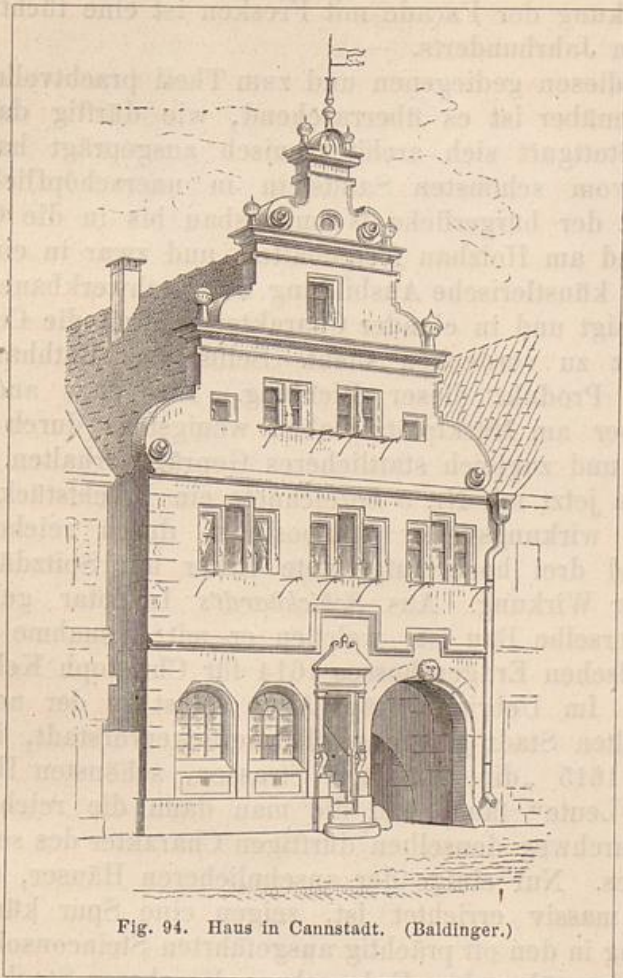


Fig. 94. Haus in Cannstadt. (Baldinger.)

Das benachbarte Cannstadt, schon in der Römerzeit durch seine warmen Quellen bekannt, zeigt einige bemerkenswerthe Gebäude aus der späteren Epoche der Renaissance. Zunächst den von Schickhardt erbauten Thurm der Stadtkirche, einfach kräftig, besonders durch das elastisch eingezogene Dach mit seinen Erkerthürmchen und der schlank abgeschlossenen Laterne malerisch

wirkend. (Fig. 62.) Sodann wird das Mühlengebäude mit seinem abgetrepten Giebel und den kraftvollen Gesimsen für ein Werk desselben Architekten ausgegeben. Da Schickhardt aber in seinem Inventar keine Erwähnung davon thut, so ist hier offenbar die Hand eines seiner Zeitgenossen zu erkennen. Gleiche Behandlung zeigt ein Haus in der Vorstadt jenseits des Neckars. Dagegen gehört das in Fig. 94 abgebildete kleinere Privathaus in der Hauptstrasse zu den charakteristischen Werken der deutschen Renaissance, in welchen gothische Anlage und Profilbildung mit den Formen des neuen Styles sich anziehend mischen. Man liest über der Hausthür: „Fercht Got und handle recht. 1593“.

Die Reichsstädte.

In den Gegenden am unteren Neckar, welche dem Fränkischen benachbart sind, tritt die Einwirkung eines mächtigen Fürstenthums zurück, und die Entwicklung der Architektur dieser Zeit ist vorwiegend in den Händen städtischer Gemeinwesen. In einzelnen Fällen kommen auch adlige Schlossbauten vor. Die bedeutendste Blüthe finden wir um diese Zeit in der alten ansehnlichen Reichsstadt Heilbronn. Schon oben (S. 218) wurde erwähnt, dass der Oberbau des Hauptthurms der Kilianskirche eins der frühesten Werke der deutschen Renaissance ist. In origineller Weise (vergl. Fig. 95) hat der ausführende Baumeister dabei auf die Formen der grossen romanischen Kuppelthürme zurückgegriffen, deren phantastische Bildwerke sogar eine freie Nachahmung erfahren haben. Nahe Verwandtschaft bietet besonders der grosse westliche Thurm des Doms zu Mainz, der in ähnlicher Weise mit mehreren Galerien über verjüngten achteckigen Geschossen ausgeführt ist. Als Architekt nennt sich in einer Inschrift am Baue Meister *Hans Schweiner* von Weinsberg, und die Ausführung des Werkes geschah in den Jahren 1513 bis 1529.¹⁾ Zwei Jahre vor der Vollendung wurde in Heilbronn die Reformation eingeführt und in der Kilianskirche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt. Die nächste Zeit brachte schwere Schicksale über die glaubensmuthige Stadt, welche mit Entschiedenheit dem schmalkaldischen Bunde beigetreten war. Trotz eines Salva-guardia-Briefes vom Herzog Alba, wurde die friedliche Stadt 1548 durch die spanische Soldateska schonungslos geplündert, die Kilianskirche mit Gewalt erbrochen und zum

¹⁾ Das Geschichtliche bei H. Titot, Beschr. und Gesch. der evangel. Hauptkirche zu Heilbronn. 1833.

katholischen Gottesdienst verwendet. Nach der starken Brandschattungen erholte Heilbronn sich nur langsam, und erst die letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts bezeugen durch mehrere stattliche Bauten eine neue Blüthe. Dieser Zeit gehört das Meiste an, was in Heilbronn von Bauten der Epoche nachzuweisen ist.

Vor allem das Rathhaus, ein charaktvoller und zugleich malerischer Bau in den kräftigen Formen der entwickelten Renaissance. Nach einem Brande des Jahres 1535 begann man den Neubau in Formen, welche zum Theil noch der Gothik angehören. Es ist ein breiter, zweistöckiger Bau mit hohem abgewalnten Dache, über welchem sich ein Glockenthürmchen mit Kuppeldach erhebt. Die Fenster sind in beiden Geschossen rechtwinklig, mit gothischem Kehlenprofil und steinernem Pfosten. Auf kurzen ionischen Säulen ist in der ganzen Breite der Façade eine gewölbte Vorhalle dem niedrigen Erdgeschoss vorgelegt. Sie trägt eine mit reicher Balustrade in ausgebildeten Renaissanceformen eingefasste Galerie, zu welcher eine doppelte Freitreppe empor führt. An der Brüstung der Vorhalle sind die vier Kardinaltugenden und anderes Figürliche angebracht. Ueber dem mittleren Fenster des Hauptgeschosses sieht man den bärtigen Kopf des Baumeisters, eine tüchtige Figur. Von dem Podest der Freitreppe tritt man durch zwei einfache Portale in das Hauptgeschoss. In der Vorhalle ist eine kolossale steinerne Bank aus einem einzigen Sandsteinblock angebracht und eine ähnliche Bank von 24 Fuss nimmt die ganze Länge des oberen Treppenedestes ein. Auf den Ecken der Brüstung stehen zwei Ritterfiguren unter schlanken gothischen Baldachinen mit hohen Fialen, welche wahrscheinlich von einem früheren Bau herrühren. Auch das Wappen der Stadt mit dem Reichsadler, am oberen Geschoss, zeigt gothische Einfassung. Dagegen ist das bemalte und vergoldete doppelte Zifferblatt für die Uhr in der Mitte der Façade in einen prächtigen Renaissancerahmen eingefasst, der mit seinem reichen Aufbau und lustiger Giebelkrönung sich als selbständiger Erker mit kleinem Giebeldach aus dem hohen Walmdach vorbaut. Dieser ganze Aufbau gehört gleich der Freitreppe und der Vorhalle offenbar erst der späteren Zeit des Jahrhunderts.¹⁾

Im Innern besteht das Erdgeschoss aus einem grossen Gewölbe, welches als Waarenlager dient und die Stadtwaaage enthält. Im Hauptgeschoss ist wie in allen Rathhäusern der Zeit ein geräumiger Vorsaal angeordnet, dessen Balkendecke von mächtigen achteckigen Holzfeilern gestützt wird. Im ersten Stock

¹⁾ Abbild. in Dollinger's Reiseskizzen.

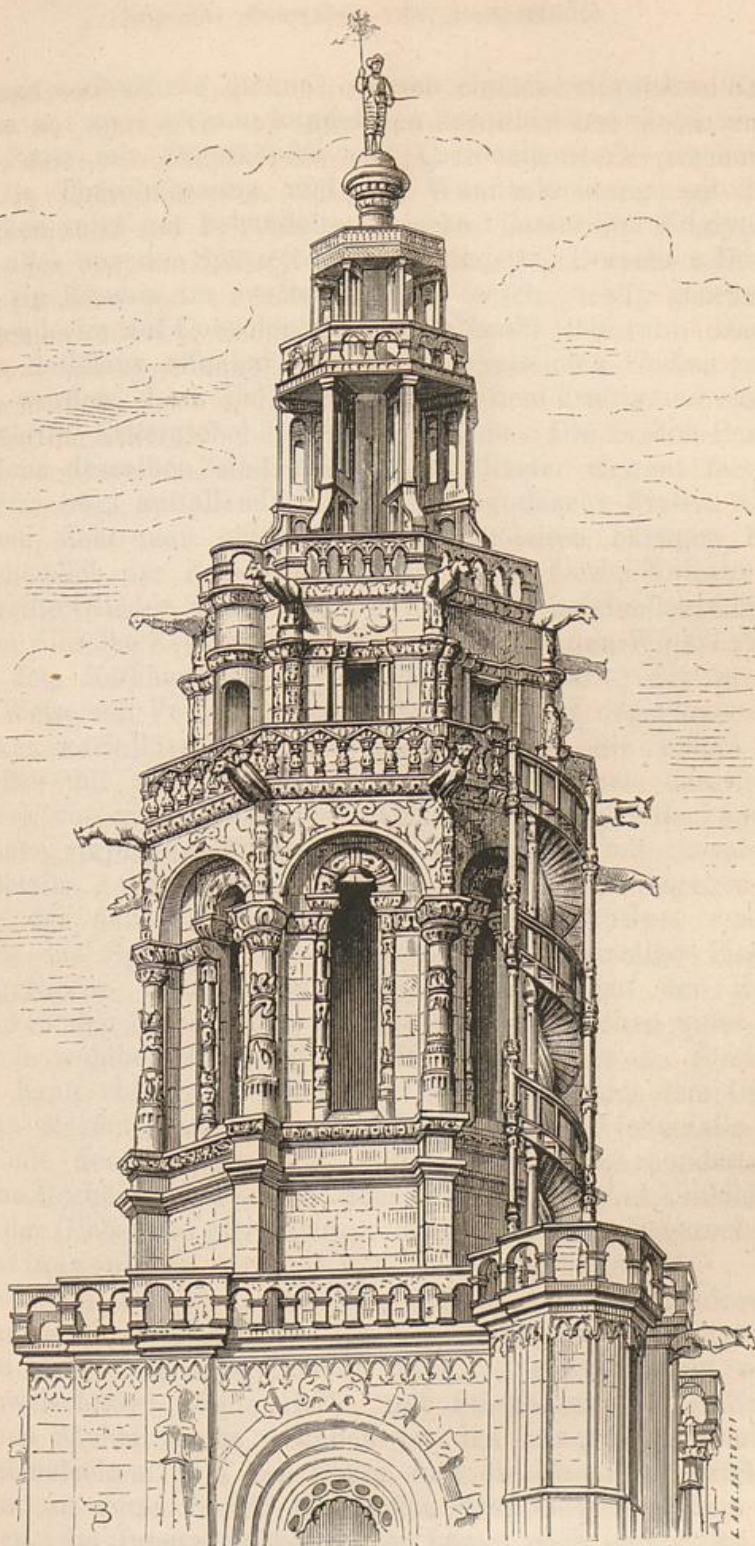
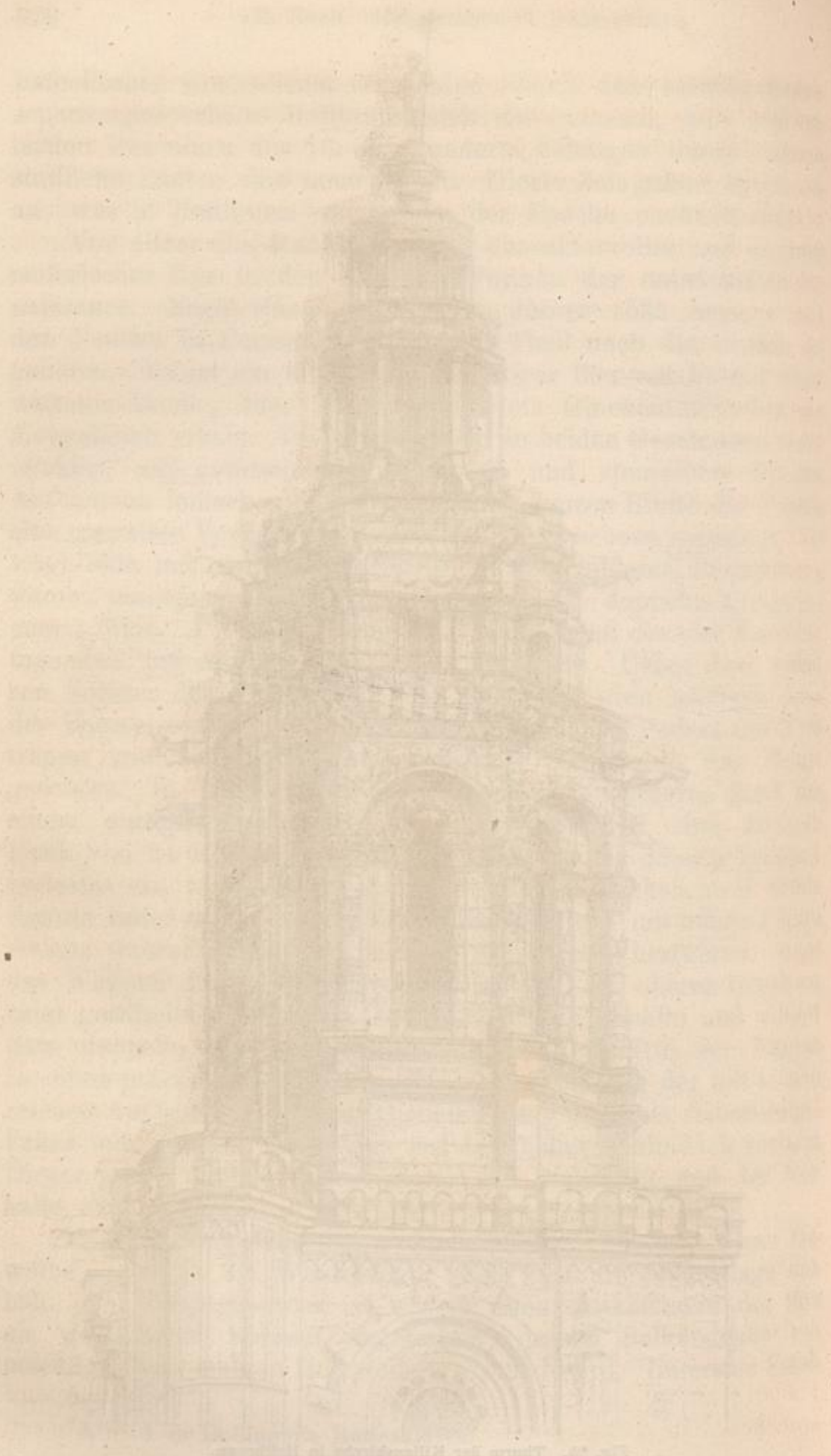


Fig. 95. Thurm der Kilianskirche in Heilbronn.



sieht man sodann ein Zimmer, dessen einfache rippenlose Kreuzgewölbe auf zwei elegant kannelirten korinthischen Säulen ruhen, deren Basis mit Engelköpfen und Cartouchenwerk geschmückt ist. Die Thüreinfassung und die Wandbekleidung mit ihren Schränken zeigt gut behandelte dorische Pilaster und Triglyphenfriese, alles aus der Spätzeit des Jahrhunderts. Derselben Epoche gehört ein Zimmer im zweiten Stock, dessen tüchtig gearbeitete Cassettendecke auf Consolen mit der Jahrzahl 1596 ruht. Damals ist das Rathhaus offenbar einem durchgreifenden Umbau unterworfen worden, denn 1593 liest man an dem kräftig und elegant ausgeführten Erkergiebel im Hintergebäude. Die beiden Porträtmedaillons desselben sind bemalt, die Pilaster elegant facettirt, die Spitze trägt auffallender Weise eine gothische Fiale. Unter derselben sieht man einen kräftig behandelten bärtigen Kopf, wahrscheinlich das Porträt des Baumeisters. Derbe Voluten und geschweifte Glieder bilden den Umriss dieses originellen Giebels.

Um dieselbe Zeit wurde in dem einspringenden Winkel rechts neben dem Rathhaus ein neuer Flügel angebaut, der in ähnlicher Weise mit Voluten geschmückt, aber statt der Pilaster mit schlanken korinthischen Halbsäulen gegliedert, die Ecken und die Spitze mit schlanken feinen Pyramiden besetzt, das Ganze ein Werk von grosser Eleganz. Auch das stattliche Bogenportal mit seinen verjüngten Pilastern und den reichen barock spielenden Details zeigt dieselbe Feinheit. Derber ist dagegen die Façade des daneben liegenden Oberamtsgebäudes, welches ehemals das Syndikat der Stadt enthielt. Stämmige Pilaster, breit gezogene Voluten und kurze Pyramiden auf den Ecken schmücken den Giebel, aber alle diese Formen stehen unter sich wieder in wohlberechneter Harmonie, so dass hier der Eindruck solider Kraft eben so bestimmt erreicht ist wie an dem Giebel nebenan zierliche Schlankheit. Der Bau gehört jedenfalls erst dem Ende des 16. oder dem Anfang des 17. Jahrhunderts an. Dieselbe Derbheit der Formen, aber wieder in anderer Umbildung, zeigte der Giebel des gleichzeitig erbauten kürzlich abgebrochenen Katharinenspitals, welcher in Fig. 96 abgebildet ist.

Von den übrigen städtischen Bauten ist die um dieselbe Zeit entstandene Fleischhalle ein gediegenes gleichfalls in solidem Quaderbau ausgeführtes Werk. Der Bau bildet unten eine zweischiffige offene Halle, mit Stichbögen auf kräftigen dorischen Säulen, sechs Arkaden an den Langseiten, zwei an den Schmalseiten. Auf den Ecken ruht die Mauer auf kräftigen Pfeilern, an deren Seiten Halbsäulen dem übrigen System entsprechen. Im Innern zieht sich der Länge nach eine Reihe von

hölzernen Stützen hin, welche die Balken der Decke aufnehmen. An der Rückseite links ist ein polygones Treppenthürmchen an-

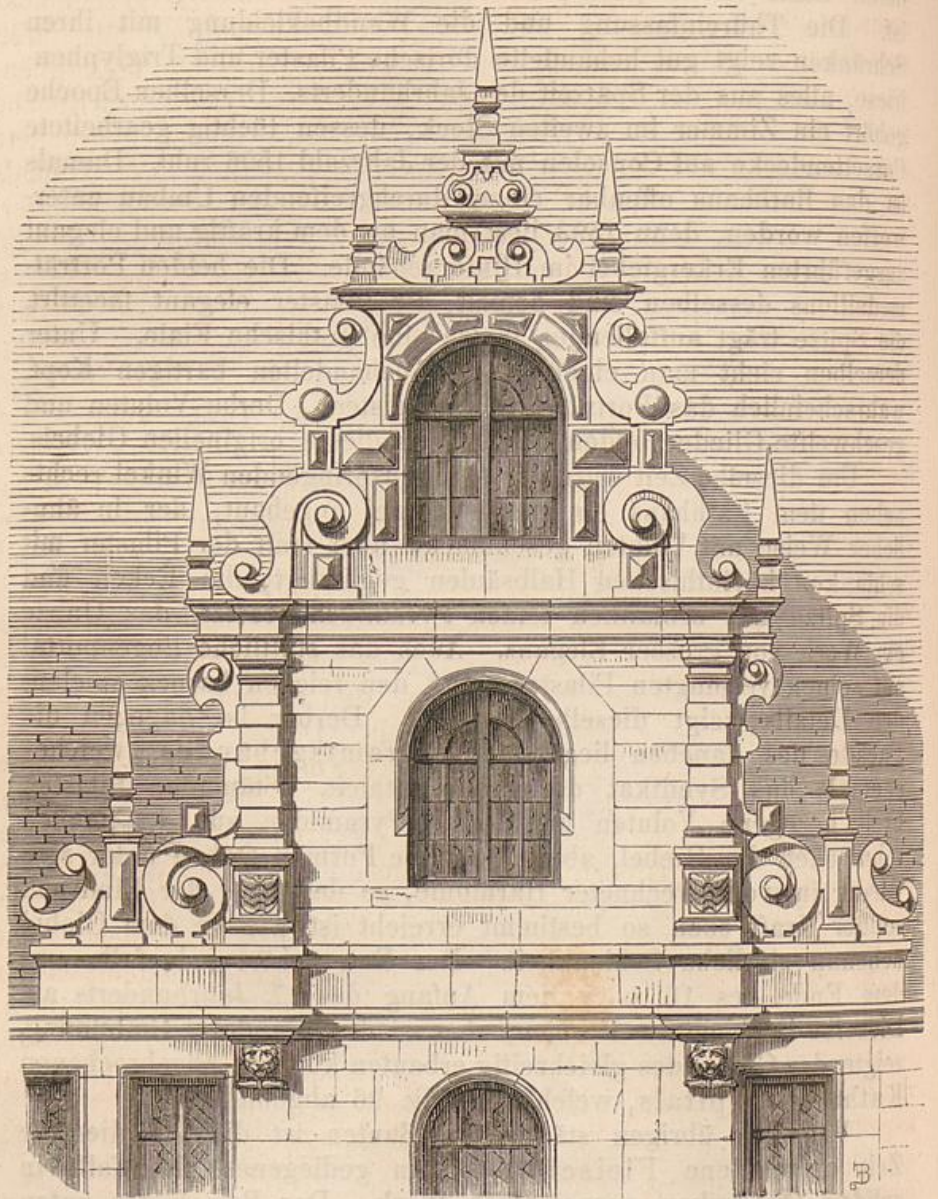


Fig. 96. Giebel vom ehemal. Katharinenspital, Heilbronn.

gebaut, welches den Zugang zu dem oberen Stockwerk enthält. Das obere Geschoss hat gothisch gekehlte gruppirte Fenster mit gradem Schluss. Ein einfaches hohes Giebeldach, auf welchem

sich ein gothischer Dachreiter mit einer Glocke erhebt, schliesst den Bau ab. An der östlichen, der Stadt zugewendeten Seite ist zwischen den Fenstern des oberen Geschosses das Wappen der Stadt in überaus zierlicher barocker Umrahmung angebracht, von zwei Hermen mit verschlungenen Schlangenschwänzen gehalten.

Der Frührenaissance gehört das thurmartige hohe Eckhaus an der linken Seite des Marktes, das mit seinen wenigen kleinen, zum Theil gekuppelten Fenstern und den seltsam geschweiften Pilastern seines Giebels die spielende Willkür der beginnenden Renaissance-Epoche erkennen lässt. Auf der Ecke ist ganz oben ein diagonal gestellter Erker auf zwei verschobenen Bögen wunderlich genug heraus gebaut. Der Erker ist ebenfalls mit ausgeschweiften Pilastern und zwei Medaillonbrustbildern geschmückt. — Etwas später datirt das Deutschordenshaus, dessen Gebäude eine malerisch wirkende Gruppe bilden, welche einen geschlossenen Hof umgeben. An dem rückwärts im Hof liegenden Gebäude ist ein polygoner Erker in energischer Profilierung vorgekragt und mit 1566 bezeichnet. Früher datirt aber der daneben liegende Bau¹⁾ mit stattlicher Freitreppe, rechtwinkligem Erker vom Jahr 1548, welcher durchschneidende Stäbe von gothischer Profilierung zeigt. Dazu ein abgetreppter Giebel und ein kräftig behandeltes Portal. Die Freitreppe mit ihrer Balustrade gehört aber späterer Zeit. Dagegen sieht man an dem zurückliegenden Flügel ein Portal von 1550, ebenfalls mit gothisch durchschneidenden Stäben. Die Wendeltreppe, zu welchem dasselbe führt, ist ebenfalls noch mittelalterlich in Form und Konstruktion.

Der Privatbau der Stadt hält trotz des trefflichen Sandsteins der Umgebung während der ganzen Epoche am Riegelbau fest, und nur das Erdgeschoss pflegt in Stein aufgeführt zu sein. Dabei kommen dann oft hübsche Consolen als Unterstützung der oberen Stockwerke vor. —

Hier möge eins der originellsten Bauwerke der Zeit angeschlossen werden, obwohl es nicht zu den städtischen Gebäuden zählt. Südlich von Heilbronn unweit Besigheim liegt die Schlosskapelle von Liebenstein, ein Prachtstück vom Ende der Epoche, am Chorgewölbe mit der Jahrzahl 1590 bezeichnet. Wie an den meisten kirchlichen Bauten der Zeit mischt sich dabei die Renaissance mit gothischen Formen und Konstruktionen. Der Bau bildet ein Rechteck, das durch zwei korinthische Säulen in zwei Schiffe getheilt wird. Kreuzgewölbe mit gothisch profilirten

¹⁾ Abbildung in Dollinger's Reiseskizzen, Heft I, Blatt 2.

Rippen und reich geschmückten Schlusssteinen, an den Wänden auf Consolen mit Brustbildern ruhend, bedecken den Raum. Der Chor, über welchem ein achteckiger Thurm aufsteigt, ist polygon geschlossen und ebenfalls mit einem Rippengewölbe versehen. An seinem Schlussstein zeigt sich die oben erwähnte Jahrzahl, das Wappen der Familie und die Inschrift: „Albrecht, Johann, Philipp, Ravan, Conrad, alle von Liebenstein“. An der Westseite ist eine Empore auf zwei korinthischen Säulen eingebaut. Die Fenster der Kirche sind spitzbogig und mit gothischem Maasswerk versehen. Mittelalterlich ist auch die reiche Polychromie, in welcher die plastischen Details durchgeführt sind. Die grösste Pracht entfaltet aber die Façade (Fig. 97), die nicht bloss an den beiden Portalen, sondern auch an dem mit Hermen und Halbsäulen, mit Consolen, Voluten und aufgesetzten Pyramiden überreich geschmückten Giebel ein wahres Prunkstück des Barockstyls ist. Die Ornamentik geht völlig in Nachahmung von Schlosserarbeit auf. Bei alledem zeigen die Fenster selbst hier noch den gothischen Schweifbogen. —

Weiter ist hier Gmünd anzuschliessen, dessen Renaissancewerke freilich keinen Vergleich mit den bedeutenden Schöpfungen der mittelalterlichen Kunst an der romanischen Johanniskirche und der gothischen Kirche zum heiligen Kreuz aushalten. Dennoch spricht sich das reiche gewerbliche Leben der Stadt und ihr grossartiger Handel, der damals schon bis nach Lissabon und Constantinopel reichte, in einigen stattlichen Bauwerken aus.¹⁾ Dahin gehört namentlich die sogenannte Schmalzgrube bei der Franziskanerkirche, ein schönes, in massivem Quaderbau ausgeführtes Gebäude. Das Erdgeschoss, in trefflicher Rustika errichtet, hat drei Portale, von welchen das mittlere besonders reich geschmückt ist. Ueber demselben das Wappen der Stadt mit einer grossen Inschrifttafel und der Jahrzahl 1589. Im Innern hat das Erdgeschoss kräftige Wölbungen, das obere enthält einen grossen Saal, dessen Holzdecke in der Mitte auf fünf schönen Säulen aus Eichenholz ruht. Der Bau datirt vom Jahre 1591.

Ein stattlicher Holzbau aus früherer Zeit ist das 1507 errichtete Kornhaus, in Konstruktion und Formbildung jedoch noch ganz mittelalterlich. Mehrere ältere Gebäude gehören zu dem im Hauptbau modernen Heiligengeistspital, so das alte Amtshaus mit steinernem Erdgeschoss und trefflichem Balkenwerk vom J. 1495. In dem nördlich daranstossenden Gebäude zeigt die sogenannte Uhrstube ein schönes Tafelwerk und zwei

¹⁾ Das Historische in der Beschr. des Oberamts Gmünd. Stuttgart 1870.

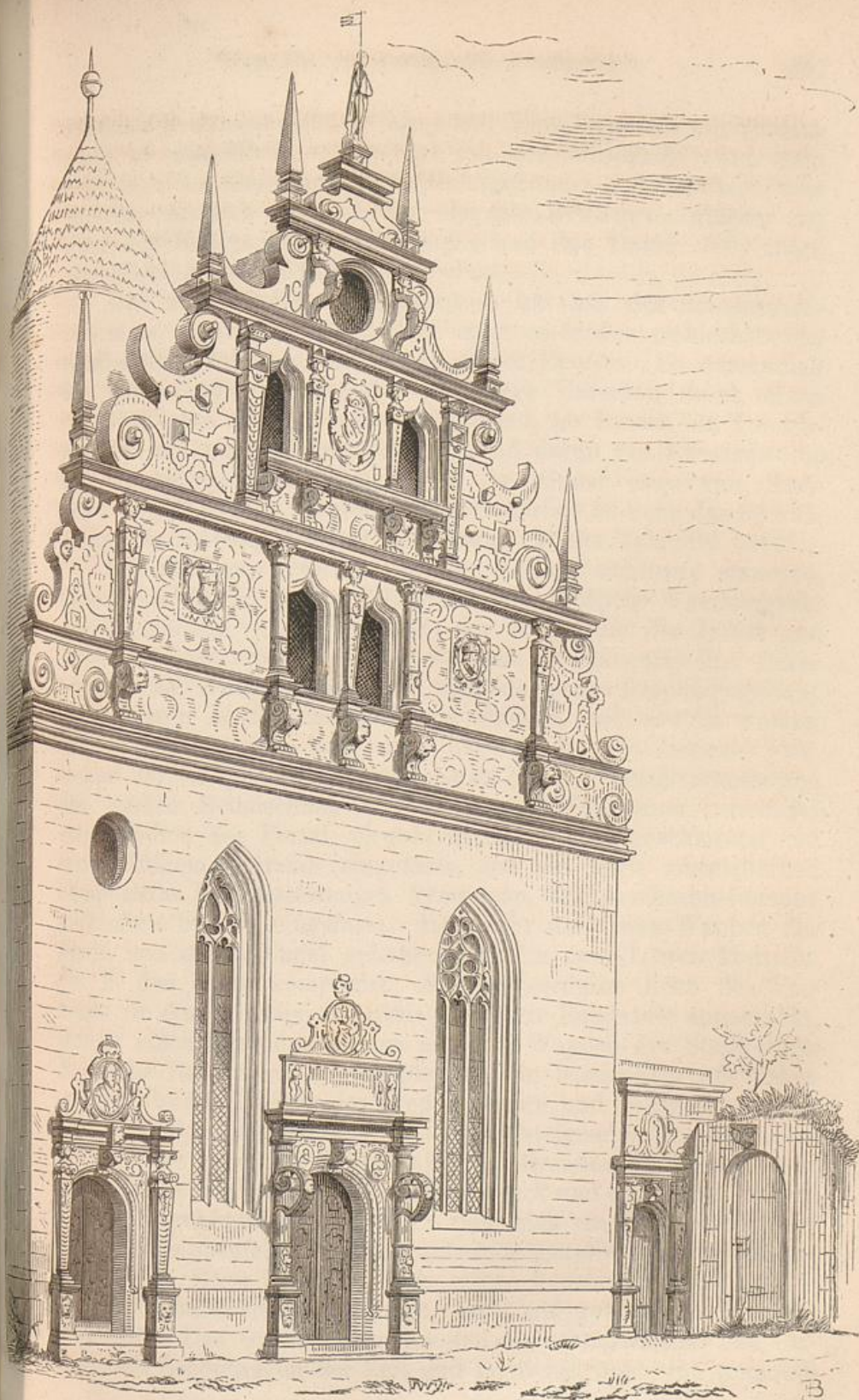
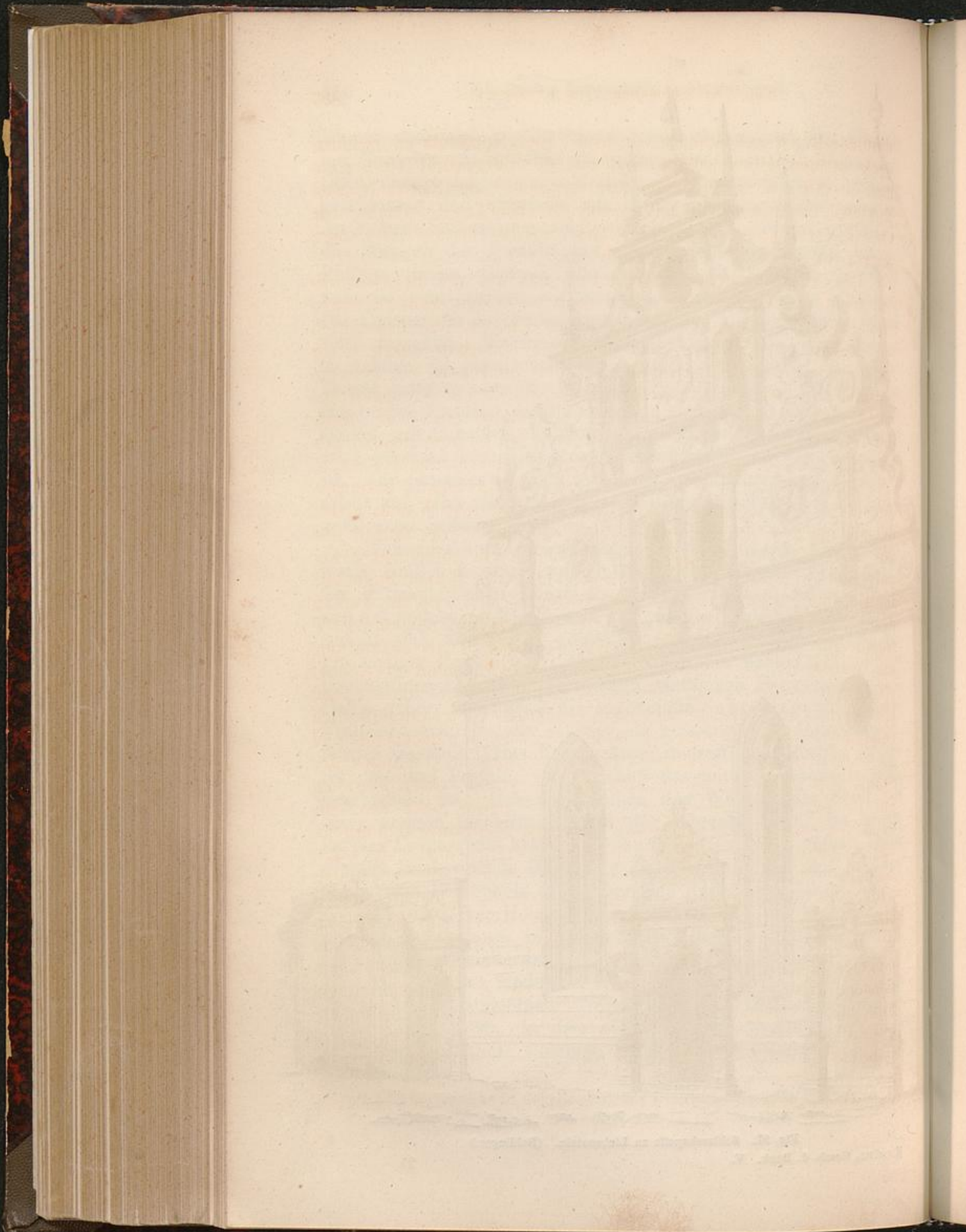


Fig. 97. Schlosskapelle zu Liebenstein. (Baldinger.)
Kugler, Gesch. d. Bauk. V.



stattliche Renaissancesthüren von 1596. Eine Holzsäule mit Schnitzwerk in demselben späten Styl mit der Jahreszahl 1611 sieht man in dem alterthümlichen Hintergebäude des Gasthofs zum Mohren. Endlich ist noch der elegante Brunnen, welcher am Chor der Heiligenkreuzkirche steht und das Datum 1604 trägt, abgebildet auf S. 164, hervorzuheben.

Das alterthümliche Nördlingen hat aus der Renaissancezeit nicht viel aufzuweisen, doch zeigt es in den wohlerhaltenen Stadtmauern mehrere Thore aus dieser Epoche. So namentlich das Reimlinger Thor: der viereckige Unterbau durch einen runden Thurm mit Kuppelhaube gekrönt, im Innern ein Tonnengewölbe mit einfacher Cassettirung und daran ein Kreuzgewölbe mit herabhängendem Schlussstein, das Ganze etwa vom Ende des 16. Jahrhunderts. Durchaus mittelalterlich ist noch das Schulhaus, ein mächtiger hoher Giebelbau, mit der Jahrzahl 1513.

Ungefähr aus derselben Zeit wird das Rathhaus stammen, dessen Saal 1515 von *Hans Schäuuffelein* das treffliche Wandgemälde der Belagerung von Bethulia mit der Geschichte der Judith und des Holofernes erhielt. An der Südseite ist ein gothischer Erker polygon auf einem Gewölbe mit verschlungenen Rippen angebaut. Im Uebrigen ist das Gebäude sehr einfach, und erst im Anfang des 17. Jahrhunderts legte man der Ostseite die elegante Freitreppe vor, welche trotz dieser späten Zeit die Renaissanceformen mit starker Beimischung von gothischen Elementen verwendet zeigt. Schon das Portal, obwohl im Rundbogen geschlossen und mit kräftigem Eierstab eingefasst, hat ein noch mittelalterlich componirtes kleeblattförmiges Tympanon, mit durchschneidenden gothischen Stäben eingefasst. Man sieht darin das Wappen der Stadt, von einem Engel gehalten und von zwei Löwen bewacht, gut in den Raum componirt. An der vorderen Ecke des Vorbaues ist eine kräftige theilweis cannelirte Rundsäule angebracht, welche einen sitzenden Löwen mit dem Wappen der Stadt trägt. Aehnliche Halbsäulen wiederholen sich in bestimmten Abständen an den übrigen Theilen des Treppenhauses und geben demselben eine lebendige Gliederung. An dem aufsteigenden Treppengeländer sind die einzelnen Felder mit antikisirendem Eierstab elegant eingefasst, aber mit gothischem Maasswerk und zwar Fischblasenmustern durchbrochen. Darunter zieht sich ein Flächenornament hin, welches ebenfalls aus spätgothischen Maasswerken zusammengesetzt ist. Dazu kommen noch kleine Fensteröffnungen, ebenfalls mit dem Eierstab umrahmt, aber mit gothischem Vierpass ausgefüllt. Das Ganze gehört zu den eigenthümlichsten und elegantesten Schöpfungen der Zeit und verdiente wohl eine genauere

Aufnahme. In dem einspringenden Winkel des Vorbaues sieht man das Reliefbrustbild eines Mannes, mit schellenbesetzter Gugel bekleidet, dabei die Jahrzahl 1618. An den oberen Flächen und an der letzten Säule, wo ein Steinmetzzeichen zwischen den Buchstaben W. W. sich findet, sind Flächenornamente nach Art von Metallbeschlägen angebracht. Neben dem Podest der Treppe, die ziemlich steil in einem Lauf hinaufführt, erhebt sich der oben in's Achteck übergehende einfache Thurm. —

Reich ist auch in den Städten des Oberlandes die Ausbeute an Renaissancewerken nicht. In Rottweil haben wir zunächst den stattlichen auf Seite 213 abgebildeten Brunnen, ein originelles Werk, im schlanken pyramidalen Aufbau noch gothisch gedacht, aber mit geistreicher Erfindung durchaus in die Formen der Renaissance übertragen. Die kleinen unteren Pfeiler sind mit hübschen Flachornamenten bedeckt und tragen Statuetten von verschiedenen Tugenden. Einfacher ist ein anderer Brunnen vom Jahre 1622, in herkömmlicher Weise nur aus einer stark verjüngten Säule mit wunderlichem frei korinthisirendem Kapital bestehend, welches einen heiligen Christophorus trägt. Eine malerisch wirksame Façade mit zwei polygonen Erkern und dazwischen je zwei doppeltheiligen, mit Pilastern eingefassten Fenstern trägt die Inschrift: „Taddaeus Herderer Filius Consul reornavit“. Die einzelnen Formen und Glieder sind indess sehr trocken und deuten auf eine mittelmässige Hand. Dagegen sind im Uebrigen die breiten Strassen der Stadt nur durch ganz kunstlose Holzerker an den hohen Giebelhäusern malerisch belebt. Die Architektur zeigt Verwandtschaft mit der in den oberrheinischen Schweizerstädten, namentlich in Stein und Schaffhausen; wahrscheinlich wurden die Façaden ursprünglich auch wie dort durch Wandmalereien belebt.

Aus den übrigen oberschwäbischen Städten haben wir Einiges oben mitgetheilt; so in Fig. 19 ein schmiedeeisernes Gitterthor aus Aulendorf, in Fig. 20 eine andere Eisenarbeit aus Ravensburg, in Fig. 37 ein Portal aus Biberach, in Fig. 22 einen Ofen aus Kisslegg. Die Architektur hat dort in der Renaissancezeit keine hervorragenden Werke geschaffen.

Ulm.

Bedeutender entfaltet sich die Kunst der Renaissance erst in Ulm. Schon im Mittelalter war die Stadt sowohl durch vielseitige Gewerbsthätigkeit als ausgedehnten Handel reich und

mächtig.¹⁾ Ihre Manufacturen in Leinwand und Parchent waren weithin berühmt und auch die Wollenweberei der Ulmer Grautuehner stand in Ansehen. Seine Schiffe gingen auf der Donau über Wien hinaus bis nach Pest, und so lange die Producte des Orients den Weg über Venedig nahmen, war Ulm für den Nordwesten der wichtigste Vermittelungsplatz. Von der regen Thätigkeit und Vielseitigkeit des dortigen Verkehrs gewährt Ott Rulands Handelsbuch eine lebendige Anschauung, von den weiten Weltfahrten der Ulmer Bürger geben die Reisen Samuel Kiechels und Hans Ulrich Krafts nicht minder anziehenden Bericht.²⁾ Im 16. Jahrhundert stand die Stadt in hoher Blüthe; 1552 erhielt sie von Karl V zu dem früher eingeschränkten Münzrecht das Privilegium, alle Gattungen goldner und silberner Münzen zu schlagen, und bald darauf (1558) ward ihr eine neue Verfassung verliehen, in welcher neben dem aristokratischen Element auch die Zünfte und Gemeinden ihre Vertretung fanden. Ein reger Geist des Fortschrittes veranlasste zeitig die Einführung der Reformation, die Studien wurden durch eine der frühesten Buchdruckereien Schwabens gefördert. Die künstlerische Entwicklung hebt in der gothischen Epoche mit dem Bau des gewaltigen Münsters an und findet nicht bloss durch tüchtige Baumeister, sondern auch durch vorzügliche Plastiker wie die beiden Syrlin und durch ausgezeichnete Maler wie Barthel Zeitblom und Martin Schaffner mannigfaltige Ausbildung. Wenn auch der unglückliche Ausgang des Schmalkaldischen Krieges, zu welchem Ulm 1000 Mann stellte, der Stadt eine Busse von 235,000 Gulden und von 12 Stück Geschützen auferlegte, so war ihr Muth doch so wenig gebrochen, dass sie schon 1552 dem Bunde unter Kurfürst Moritz von Sachsen widerstehen und eine Belagerung mit Erfolg zurückschlagen konnte. Dass auch für Werke des Friedens Muth und Mittel ihr keineswegs ausgegangen waren, beweist noch jetzt manch ansehnliches Bauwerk. Erst der dreissigjährige Krieg, in welchem die Stadt der evangelischen Union die grössten Opfer brachte und die enorme Zahl von fast 10,000 Mann zum Heere stellte, zerrüttete auch hier für lange Zeit den ganzen Wohlstand.

Unter den öffentlichen Gebäuden nimmt das Rathhaus die erste Stelle ein. Es rührt grösstentheils aus dem Mittelalter, denn 1360 kommt es schon als „Kaufhaus“ vor, wird 1370 vergrössert, dann aber seit 1500 bis 1540 abermals umgebaut und erweitert, wobei mehrere benachbarte Häuser abgebrochen werden. Der Kern des Baues gehört der Gothik, und auch im Innern sind die

¹⁾ Das Historische in der Beschr. des Oberamts Ulm. Stuttgart 1836. vgl. Jäger, schwäb. Städtewesen. I Bd. Ulm. — ²⁾ Vgl. oben Seite 20 u. 21.

Spuren des Mittelalters zu erkennen. Die Fenster mit ihren breiten geschweiften Bögen an der südlichen und östlichen Seite sowie das runde Erkerthürmchen, das hier an der Ecke im oberen Stock herausgekragt ist, fallen in den Ausgang der gothischen Epoche. Die nach Osten liegende Hauptfaçade hat dann aber nordwärts eine Verlängerung erfahren, welche durch zwei hohe

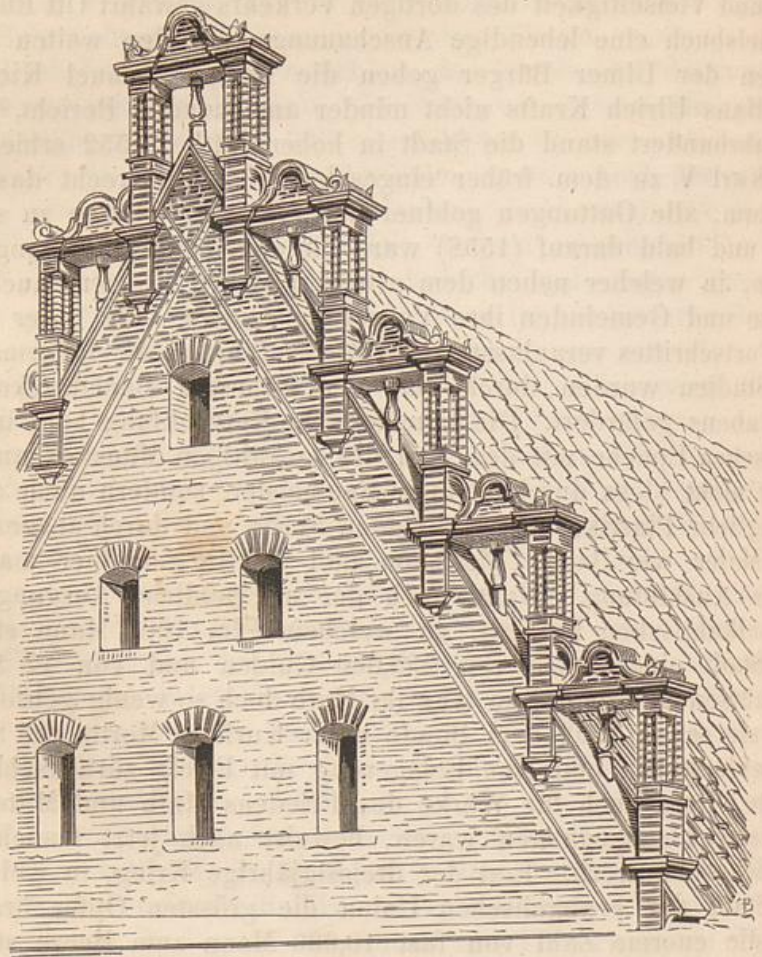


Fig. 98. Ulm. Rathhausgiebel.

Giebel in den Formen der Frührenaissance sich als Bau aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erweist. Die Ausbildung dieser beiden Giebel (Fig. 98) ist sehr originell, denn die grade Giebelinie erhält durch abgetreppte Pfeilerstellungen, in deren Zwischenöffnungen ausgebauchte Säulchen den Architrav mit seinem bogenförmigen Abschluss stützen, eine zierliche Durchbrechung und Belebung. Ueber dem östlichen dieser Giebel erhebt sich als

Bekrönung ein kleiner übereck gestellter Glockenstuhl. Darunter befindet sich die Uhr mit dem grossen gemalten Zifferblatt, welches den Thierkreis enthält und die Bewegungen der Erde und des Mondes darstellt, 1580 von dem Strassburger Uhrmacher *Isaak Habrecht* angefertigt oder wiederhergestellt. Im Uebrigen beweisen starke Spuren mehrfach erloschener Malereien, dass der ganze sehr schlicht ausgeführte und mit Stuck bekleidete Bau auf farbige Decoration berechnet war. Besonders lassen sich noch beträchtliche Reste einer aufgemalten Maasswerk Galerie erkennen, die sich unter den Fenstern des ersten Stockes hinzog. Ebenso hatten die Fenster des zweiten Stockes aufgemalte Krönungen von Fialen und Wimpergen, während im Uebrigen die Flächen historische, wahrscheinlich biblische Darstellungen zeigten. An der Nordseite gegen eine enge Querstrasse hin ist das Erdgeschoss mit Arkaden durchbrochen, deren flache Bögen auf Rundpfeilern ruhen, die noch in mittelalterlicher Weise mit achteckigem Fussgesims und Kapitäl ausgestattet sind. Auch diese Façade ist ganz bemalt gewesen; in den Bögen zwischen den unteren Fenstern sieht man Spuren historischer Bilder, über den Arkaden zieht sich wieder eine breite Galerie von Fischblasenmustern hin, und oben sieht man grosse Baldachine, bei welchen der Rundbogen jedoch vorherrscht, die Grundmotive indess durchaus gothisch sind, das Ganze noch in der Verstümmelung prächtig und phantasievoll. Merkwürdig ist an der Rückseite die erst 1625 ausgebaute Halle der städtischen Waage. Es ist ein imposanter Raum, auf zwei Reihen einfacher Säulen basilikenartig emporgeführt, das höhere Mittelschiff mit einem Tonnengewölbe, die Seitenschiffe mit einem Kreuzgewölbe bedeckt. Bei schlichter Behandlung der Formen wirkt das Ganze höchst bedeutend.

Für die Datirung des älteren Baues ist die Jahrzahl 1539 bezeichnend, welche man an einem gothischen Nebenpfortchen der Nordseite liest. Das Innere bietet nicht viel, die Treppe führt steil ansteigend zu einem kleinen Portal, das mit sehr kindlich spielenden Renaissanceformen decorirt ist und jedenfalls ungefähr derselben Zeit angehört. Oben findet man den grossen Vorplatz, der allen damaligen deutschen Rathhäusern gemeinsam ist. Seine acht gothisch profilirten kräftigen Holzsäulen, mit mannigfachem Schnitzwerk ausgestattet, tragen in zwei Reihen die mächtigen Hauptbalken, deren Profile schon die Renaissanceform zeigen. Der Rathssaal ist unbedeutend, mit gothisch profilirter Holzdecke.

Die übrigen städtischen Bauten gehören dem Ende der Epoche an, wo sich grade hier eine überaus bedeutende architektonische

Thätigkeit entfaltete. So zunächst der Neue Bau, jetzt dem königlichen Kameralamt dienend, ursprünglich die kaiserliche Pfalz, in welcher schon im Mittelalter bei Gelegenheit der häufigen Reichsversammlungen oder sonstiger Aufenthalte die Kaiser ihr Absteigequartier hatten, daher er lange der Kaiser- oder Königshof hiess. Der aus dem Mittelalter rührende Bau wurde nach einem Brande in einfach derben Renaissanceformen wieder hergestellt. In der etwas erhöhten Lage an der Blau, die unweit von dort in die Donau fliesst, erkennt man noch jetzt den Platz der mittelalterlichen Burg. Es ist ein weitläufiges, massiv aus Backsteinen errichtetes Gebäude, das einen unregelmässigen fünfeckigen Hof umgiebt. Das Hauptportal nach der Nordseite ist sehr plump mit schweren façettirten Quadern eingefasst. An der Südseite sieht man zwei grosse rundbogige Portale, an welchen jedoch eine geschweifte spätgothische Spitze angedeutet ist, wie auch die Einfassung mit Rundstab und Kehle noch eine mittelalterliche Reminiscenz verräth. Daneben links ein kleines Pfortchen mit flachem spätgothischem Schweifbogen oder vielmehr Sturz, in ähnlicher Weise mit Rundstab und Kehle profilirt, aber eingefasst mit kleinen dorisirenden Pilastern, in etwas roher und stumpfer Behandlung mit linearen Flachornamenten am Schaft ausgefüllt. Am Architrav liest man die verschlungenen Buchstaben des Ulmer Meisters *Georg Buchmüller*, sein Steinmetzzeichen und die Jahrzahl 1588. Das Hauptportal ist mit 1587 bezeichnet. Der wackre Ulmer Meister gehört zu jener Reihe deutscher Architekten, welche damals neben den Formen des neuen Stils noch zähe an mittelalterlichen Gewohnheiten festhielten. An den Fenstern der Südseite sieht man hübsche Reste grau in grau ausgeführter decorativer Malereien, die hier wie überall in Ulm die Architektur begleiten. Auch im Innern des Hofes zeigen die Fenster Spuren von ähnlichen Ornamenten. An der Südseite desselben sind Arkaden im Rundbogen auf unglaublich kurzen schwerfälligen Säulen, die sich zu einer zweischiffigen Halle mit Kreuzgewölben auf ebenfalls sehr kurzen dorisirenden Säulen vertieft. In der Mitte des Hofes steht ein achteckiges Brunnenbecken mit schlanker zierlich behandelter Säule, am Postament Köpfe von ungeschickter Bildung, der Schaft kräftig ausgebaucht und oberhalb spiralförmig gewunden, mit einem korinthischen Kapital gekrönt, welches eine gute weibliche Figur trägt. In der südöstlichen Ecke ist ein Treppenthurm angebracht, die Treppe mit gewundener gothisch profilirter Spindel, oben mit einer hübschen Brüstung abgeschlossen, an welcher eine originelle Maske und das Monogramm des Meisters *Peter Scheffelt*, der also diese

Theile ausgeführt hat. Die Bekrönung der Spindel bildet ein sitzender Löwe mit dem Ulmer Wappen. Die Decke des Treppenhauses besteht aus einem eleganten gothischen Sterngewölbe mit verschlungenen Rippen. Oben ist ein Saal mit schöner getäfelter Decke in rautenförmiger Eintheilung, in der Mitte auf einer Holzsäule ruhend, die überaus reich geschnitzt ist. Am Postament sind Waffen und Trophäen dargestellt, der Schaft aber ist ganz mit grossen Ranken, zwischen deren Blättern Vögel sitzen, bedeckt, reich wenn auch in der Zeichnung etwas schwerfällig. Die Täfelung der Wände wird durch kleine dorische Pilaster gegliedert, die Thüren dagegen sind mit korinthischen Säulen eingefasst und haben kunstreich gearbeitete eiserne Beschläge. Ein grosser unregelmässiger Vorsaal hat dagegen eine Balkendecke, deren hölzerne Stützen gothisch profilirt sind.

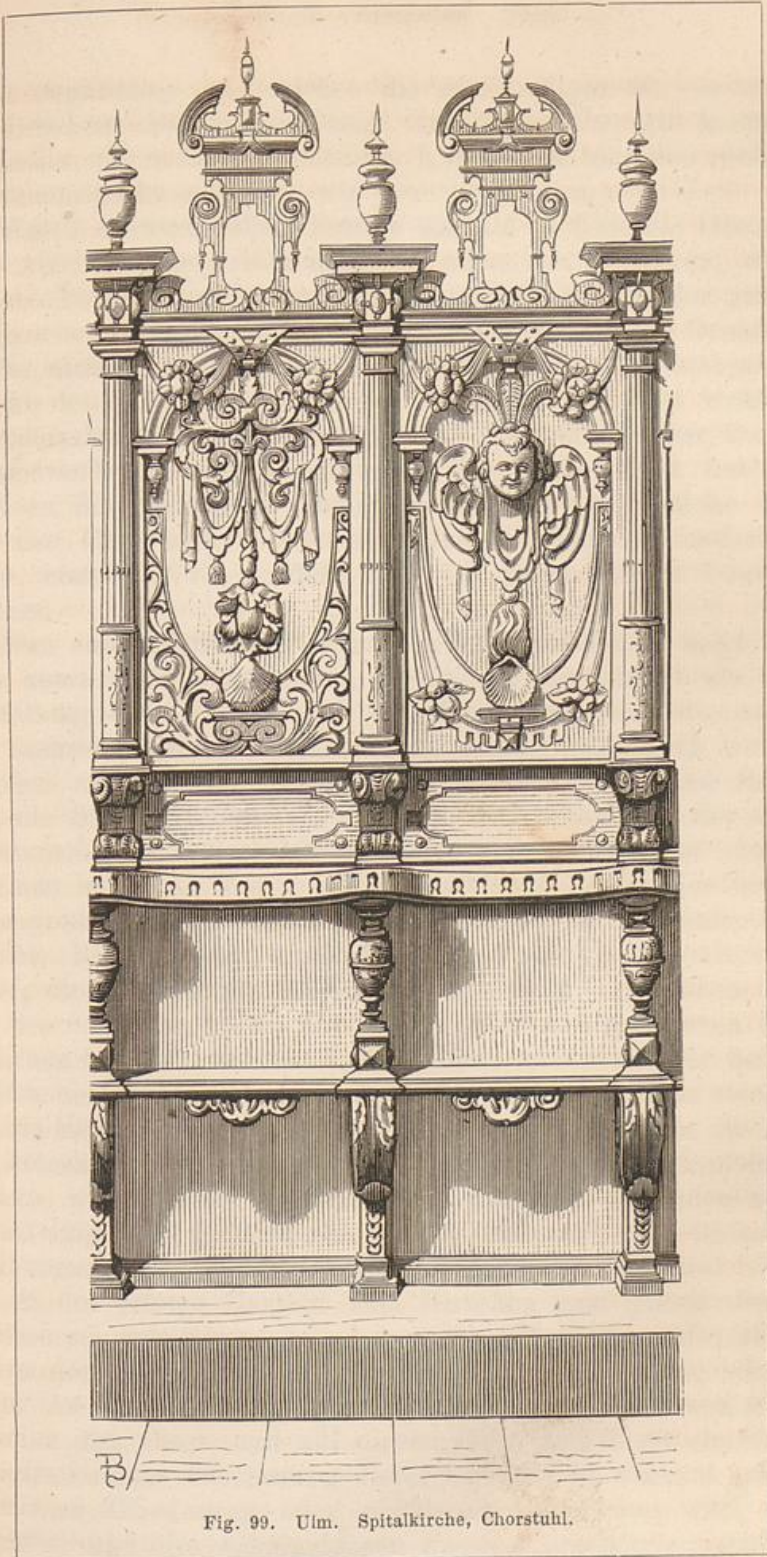
Denselben Meister *Georg Buchmüller* finden wir sodann am Kornhaus, welches um 1591 begonnen wurde. Es ist wieder ein einfach derber Bau von gewaltigen Verhältnissen, mit colossalem Giebel geschlossen, die Wände mit Stuck bekleidet, die Fenster mit rauhen Stuckquadern eingefasst, die Friese in Sgraffito ausgeführt: bei aller Einfachheit von bedeutender Wirkung. Die Portale, mit 1591 bezeichnet, sind rundbogig, aber mit gothischer Kehle und Rundstab profilirt. Dabei das Monogramm M. M. Ueber dem Hauptportal das hübsch gearbeitete Wappen mit dem Doppeladler, von zwei Löwen gehalten, von antikisirendem Rahmen und Giebelchen eingefasst, aber noch mit gothischen Fischblasen durchbrochen. Dabei die Jahrzahl 1594. Eine kleinere Seitenpforte in derben Barockformen ist mit einem gegliederten Architrav eingefasst. Grosse rundbogige Fenster im Erdgeschoss geben der tiefen Halle ein reichliches Licht; die oberen Stockwerke haben kleine paarweis angeordnete rechtwinklige Fenster. Die gewaltigen Holzbalken der riesigen Halle ruhen auf Ständern, welche eine derbe mittelalterliche Behandlung zeigen. Der ganze Bau vermeidet mit Recht das Streben nach Zierlichkeit und erreicht eben dadurch seine imposante Wirkung.

Auch ein kirchlicher Bau dieser Epoche ist zu verzeichnen: die Dreifaltigkeitskirche, welche seit 1617 bis 1621 aus der alten Dominicanerkirche unter Leitung des Meisters *Martin Buchmüller*, wahrscheinlich eines Sohnes des oben Genannten, umgebaut wurde. Er behielt den Chor und die Sacristei der älteren Kirche bei, daher ersterer den polygonen Schluss aus dem Achteck und die gothischen Fenster und Gewölbe zeigt. Dem dreischiffigen Langhaus gab der Architekt eine gemeinsame flache Decke und gothische Fenster mit Maasswerken. Dagegen glied-

derte er das Aeussere in conventioneller Weise durch toskanische Pilaster, welche mit einem Triglyphenfries schliessen. Ueber den Grundlagen des alten am Ost-Ende des nördlichen Seitenschiffes errichteten Thurmes führte er einen neuen Glockenthurm auf, den er ebenfalls mit toskanischen Pilastern gliederte und in einen achteckigen Aufsatz mit geschweiftem Kuppeldach, einer sogenannten wälschen Haube, enden liess. An den Portalen der Kirche bemerkt man noch die gothische Profilierung und die durchschneidenden Rundstäbe. Die Thürflügel des Hauptportales sind reich, aber in barocken Formen und etwas plump geschnitzt. Freier ist die Thür des nördlichen Seitenportals, welche gut gearbeitete Friese und Masken zeigt. Auch die Eisenarbeit der Thüren ist gediegen ausgeführt.

Im Innern bewahrt die Kirche eine überaus reiche Ausstattung aus derselben Epoche. Zunächst sind die prachtvollen Chorstühle (Fig. 99) elegant geschnitzt und noch massvoll in der Formgebung. Die hohen Rücklehnen sind durch zierliche toskanische Säulchen getheilt, die einzelnen Felder abwechselnd mit geflügelten Engelköpfen oder mit barocken Laubgewinden decorirt. Besonders graziös sind die feinen barock geschweiften Aufsätze. Ueppiger und überladener ist der Hochaltar, mit stärkerer Anwendung phantastisch barocker Formen; ebenso die Kanzel, mit hohem thurmartig aufgebautem reich decorirtem Schalldeckel. Endlich sind die Emporen, welche auf weit gestellten dorischen Holzsäulen das Schiff der Kirche umziehen, an ihren Brüstungen mit trefflichen Reliefs, Masken und Laubwerk geschmückt, das Ganze auf weissem Grunde durch sparsame Anwendung von Gold und Farbe fein decorirt.

Neben der Kirche nördlich steht ein Brunnen, ähnlich dem im Neuen Bau, aber in den Formen geringer. Oben auf der Säule die noch gothische Figur des h. Petrus, neu bemalt und vergoldet. So gering die Steinhauerarbeit an der Säule ist, so ausgezeichnet sind unten am Fuss die vier in Bronze ausgeführten, als schnurrbärtige Männerköpfe behandelten Masken sammt den ebenfalls ehernen Ausgussröhren. Mit ihren Voluten, die in phantastischer Weise mit den Halskrausen und der übrigen Ornamentik des Kopfputzes verwebt sind, wahre Musterbeispiele originell stilisirter Barockdecoration. Aehnliche Bronzwerke sieht man an dem Brunnen beim Münster. Hier ist die Säule in eigenthümlicher Weise achteckig und zwar spiralförmig kannelirt und hat ein frei korinthisirendes Kapitäl, das einen sitzenden Löwen mit dem Wappenschilder der Stadt trägt. Aehnlich behandelt ist die Säule des an der Ostseite des Münsters befind-





lichen Brunnens, auf welcher die steife Figur St. Georgs mit dem Drachen. Das Kapital zeigt eine derbe aber gut behandelte Composita, die wasserspendenden Köpfe sind hier von Stein und bei weitem nicht so schön wie jene bronzenen.

Welch schwungvollen Betrieb damals in Ulm die Decoration jeder Art behauptet, sieht man besonders am Münster, wo das südliche Portal eine der prachtvollsten Holzarbeiten der gesammten Epoche, inschriftlich vom Jahre 1618, zeigt. Die Ornamentik ist hier nicht blos von herrlicher Erfindung, sondern auch meisterhaft in der Ausführung. Auch die Thürflügel des westlichen Hauptportales sind reich geschnitzt. Wie lange aber dort die Kunstgewerbe an den Traditionen der besten Zeit festhielten, beweisen die herrlichen schmiedeeisernen Gitter, welche im Innern den Chor abschliessen und das Sakramentshäuschen umgeben, erstere 1713, letztere gar 1737 durch *Johann Vitus Bunz* gefertigt.

Was endlich den Privatbau Ulms betrifft, so zeigt er gewisse gemeinsame Grundzüge, sowohl in der Anlage als in der Ausstattung der Wohnhäuser. Im Grundplan sind die schlossartig isolirten, auf den Ecken meist mit Erkern, auch wohl mit Thürmen ausgestatteten Häuser der Patrizier von den Reih in Reih die Strassenzeilen begleitenden Wohngebäuden der Bürger zu unterscheiden. Diese letzteren sind durchgängig mit Rücksicht auf einen lebhaften und grossen Handelsverkehr angeordnet. Sie haben grosse Flure, ursprünglich noch wie im Mittelalter meist gewölbt, im Ausgang unserer Epoche aber auch mit flacher Decke, die oft elegante Stuckdecoration zeigt. Die schmale Anlage des mit dem hohen Giebel der Strasse zugekehrten mittelalterlichen Bürgerhauses ist festgehalten; mehrfach aber hat man dadurch eine bedeutendere Breite gewonnen, dass man zwei oder gar drei Häuser neben einander zusammenzog und die zwei oder drei colossalen Giebel bisweilen durch eine dazwischen emporgeführte, mit Arkaden decorirte Stirnwand zu verbinden suchte. Ein mächtiges Haus dieser Art sieht man mit drei Giebeln in der Frauenstrasse; minder ausgebildet und nur mit zwei Giebeln ist z. B. der jetzige Gasthof zum Hirschen und gleich daneben die Brauerei zum Straussen. Aus dem breiten Flur führt zumeist die aus derbem Eichenholz gearbeitete Treppe in das obere Geschoss. An den Flur schliesst sich ein Hof, bisweilen von Nebengebäuden eingefasst, und auf diesen folgt wohl noch ein Garten. Die künstlerische Ausstattung dieser Gebäude ist überaus schlicht, auf feinere Gliederung oder plastische Decoration wird völlig verzichtet, und die schmucklosen Façaden entbehren sogar zu-

meist des Erkers, der sonst die deutschen Wohnhäuser dieser Zeit so stattlich und heiter belebt. Es ist im Ganzen ein derber Sinn, der sich hier kund giebt. Dagegen waren die Façaden wohl durchgängig auf malerische Ausstattung angelegt, aber auch hierin bewährt sich ein schlichter, fast nüchterner Sinn, denn von Polychromie findet man kein Beispiel, vielmehr werden die Decorationen grau in grau oder in Sgraffito ausgeführt, oder man begnügt sich gar mit einer blossen Wirkung durch den abwechselnd in glatten oder rauhen Flächen behandelten Stuck. Figürliche Bilder und vollfarbige Ausführung scheint man sich für das Innere der Höfe vorbehalten zu haben, wie noch einige Beispiele vorhanden sind. Die Sitte dieser Bemalung ist offenbar durch die Handelsverbindung mit Oberitalien von dort her eingedrungen.

Zu den frühesten dieser Privathäuser gehört das von der Familie Weidmann erbaute sogenannte „Schlössle“. Es ist in der That eins jener schlossartigen Patrizierhäuser; ehemals auf den Ecken mit neuerdings abgebrochenen Erkern ausgestattet. Im Flur sieht man das Wappen der Familie und die Jahrzahl 1552. Die in den Hof führende Thür hat den gedrückten gothischen Schweifbogen, im Hauptportal zeigen die Thürflügel schöne Schnitzwerke vom Ende der Epoche, und in einer oberen fensterartigen Oeffnung eine hübsche Rosette von Schmiedeeisen. Die hohen Giebel haben eine in Ulm häufig vorkommende Form, die gleich allem Uebrigen von der hier herrschenden derben Einfachheit der Behandlung zeugt. Die Linie des Giebels wird nämlich durch aneinander gereihte Gesimsstücke, welche stets dieselbe nach aussen und innen leicht geschweifte Linie zeigen, gebildet. Nichts von Voluten, von plastischem Heraustreten, von Pyramiden oder ähnlichen Aufsätzen wie sie sonst der Zeit eigen sind. Es ist etwas nüchtern Vierschrötiges in dieser ganzen Architektur, welches selbst in der gothischen Epoche schon in der Anlage des kolossalen, aber wenig durchgebildeten Münsters sich verräth. — Ein anderer schlossartiger Bau ist das in der Nähe der Dreifaltigkeitskirche belegene Haus des Senators Dietrich, wieder ein mächtiger Giebelbau, auf den vier Ecken diagonal gestellte Erker, mit schlechten dorischen und ionischen Pilastern decorirt, ebenso der Giebel. Die Hausthür zeigt prächtige flott geschnitzte Fruchtschnüre. Im Innern hat der Flur Kreuzgewölbe auf einer mittleren Säule von sehr geringen Formen. Die kleineren Thüren zeigen zum Theil noch gedrückte gothische Schweifbögen. Das Ganze ist stattlich aber roh in den Formen. — Dicht dabei in der Steingasse das Krafftische Haus, ebenfalls ein hoher Giebel-

bau mit einem von unten herauf geführten rechtwinkligen Erker, die Decoration ganz in rauhem Stuck mit glattem Fugenschnitt, der namentlich an den Fenstern als Einfassung herumgeführt ist. Dazu decorirende Sgraffiti an den Fenstern und in den Friesen, aber nicht mehr freies Ornament, sondern lineare Schnörkel, wie sie dem Ende der Epoche entsprechen. Ueber dem einfach derben Portal mit Rusticaquadern, dessen Bogen durch ein hübsches Eisengitter ausgefüllt ist, sieht man zwei Wappen und die Inschrift des Bauherrn Hans Ulrich Lew mit der Jahrzahl 1595 sowie dem Monogramm des schon am Neuen Bau vorkommenden *Peter Scheffelt*. Im Innern ist der Hausflur mit Kreuzgewölben auf einer mittleren elegant gebildeten toskanischen Säule sehr stattlich angelegt. An den Gurten und Kappen des Gewölbes sieht man feine Ornamente, Masken, Brustbilder und Anderes, leider barbarisch mit Tünche überstrichen. Diese Tünche, eben so sehr für den hohen Reinlichkeitssinn, wie für das geringe Kunstgefühl der heutigen Ulmer zeugend, spielt hier überall eine entsetzliche Rolle. Die Hofseite zeigt dieselbe einfache Stuckbehandlung wie die vordere Façade. Links ist ein hübscher kleiner pavillonartiger Flügel angebaut, unten mit offenen Arkaden auf dorischen Säulen ruhend. Allem Anscheine nach ist der Meister des Baues *Georg Buchmüller*.

In der Nähe liegt in der Schelergasse die sogenannte Schelerei. Ein altes Bürgerhaus von ansehnlicher Ausdehnung, mit einem Portal, welches zu den ältesten Arbeiten der Renaissance in Ulm gehört. In einfach derber Weise ist sein gedrückter Rundbogen mit Rahmenpilastern eingefasst, denen ein Karniesgesims als Kapital dient. Darüber zwei sehr hübsch gearbeitete noch gothisch stilisirte Wappen, mit dem Spruch: „Non nobis domine non nobis, sed nomini tuo da gloriam“. Dabei die Jahrzahl 1509, die, wenn man sie auf das Portal mit beziehen darf, dasselbe zu einem der frühesten Werke der Renaissancearchitektur in Deutschland stempelt. Im übrigen zeigt das Haus die Formen der Spätzeit. Die Decke des Hausflurs hat eine sehr elegante Eintheilung von Quadraten, in welche abwechselnd Rauten und Kreise gezeichnet sind, und deren Mitte zierliche Rosetten bilden. Alle diese in Ulm so häufig vorkommenden Stuckdecken tragen das Gepräge der ausgebildeten Renaissance. Die weitläufigen Hofgebäude lassen noch reichliche Spuren von eleganten grau in grau gemalten Decorationen erkennen. An der dem Eingang gegenüber liegenden Wand sieht man eine grosse farbige Darstellung der Fortuna, und gegenüber ist eine Ansicht der Piazzetta von Venedig in reicher Einfassung gemalt, ein interessantes Document der

damals überaus lebhaften Verbindung mit der prächtigen Lagunenstadt. Dabei die Jahrzahl 1609. — Ein etwas älteres Haus sieht man in der Kornhausgasse, mit kolossalem Giebel in der nüchternen hier herrschenden Form, auf beiden Seiten mit je einem rechtwinkligen wenig vorspringenden Erker ausgestattet. Das Portal mit der Jahrzahl 1551 ist im gedrückten Rundbogen mit Rahmenpilastern eingefasst, die in der Fläche Medaillons mit antikisirenden Köpfen zeigen. Das Wappen über der Hausthür ist in etwas flachem Relief gut gearbeitet.

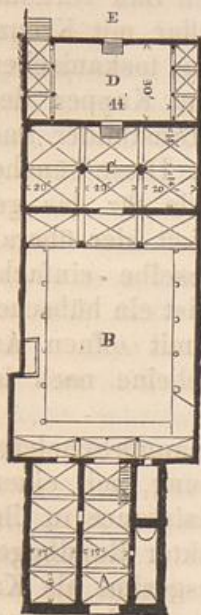


Fig. 100. Ulm. Schadisches Haus. Erdgeschoss. (L.)

Zu den interessantesten Privathäusern gehört vorn in der Hirschstrasse das Schadische Haus (Fig. 100), ein ausgedehnter Bau, der auch in der innern Einrichtung die Anlage eines alten Ulmischen Kaufherrenhauses lebendig veranschaulicht. Der breite gewölbte Flur A mit hübschen Masken und andern Ornamenten an den gedrückten Gurten zeigt rechts die später angelegte hölzerne Treppe zum oberen Geschoss. Daneben sind auf beiden Seiten ebenfalls gewölbte Waarenlager. Der Flur mündet auf einen Hof B, der an der vorderen und Rückseite mit gewölbten Arkaden auf kräftigen Pfeilern eingefasst ist. Darüber erheben sich in zwei oberen Geschossen hölzerne Galerien mit Balustraden, welche sich auch an den beiden Langseiten des Hofes auf einer Vorkragung hinziehen. An diesen Hof stösst sodann ein zweiter Querbau C, mit sechs Kreuzgewölben auf kräftigen, der romanischen Form nachgebildeten Pfeilern eine etwa 60 Füss breite und gegen 30 Fuss tiefe Halle bildend. Von hier steigt man auf mehreren Stufen zu einem höher gelegenen zweiten Hof D empor, der wieder auf beiden Seiten mit gewölbten Arkaden auf Pfeilern eingefasst ist. Diese bilden eine Verbindung des Vorderhauses mit dem Garten E, welcher sich hinter dem zweiten Hofe anschliesst und von dort wieder auf mehreren Stufen zugänglich ist. Dies schöne Haus verdiente um so mehr eine genauere Aufnahme, als dasselbe schwerlich noch lange bestehen wird. Von der ursprünglichen Ausstattung bemerkt man am Rückgiebel des Vorderhauses Spuren von grau in grau gemalten Decorationen. Dabei die Jahrzahl 1599. Rechts im Hof ist ein Pferd an die Wand gemalt, daneben Handschuh, Stiefel, Bürste und Striegel, die Jahrzahl 1602 und dazu der Vers: „Hie steht ein frisches

Pferd das auszuleihen gehört“. Links im Hof ein Brunnen mit der Jahrzahl 1627. Im oberen Geschoss des Vorderhauses bewahrt der grosse Flur eine hübsche getäfelte Decke mit feiner Gliederung, sodann einen prächtigen Hängeleuchter mit einem Hirschgeweih und sehr schönem weiblichen Brustbild, das eines Syrlin würdig ist.

Zum Schönsten und Reichsten, was von innerer Decoration aus dieser Epoche irgendwo vorhanden ist, gehört jedoch die Ausstattung des Ehinger Hofes, eines ansehnlichen Patrizierhauses in der Taubengasse, jetzt als Schulhaus dienend. Das Aeussere bietet nicht viel Besonderes; der Hof zeigt auf drei Seiten Arkaden auf derben toskanischen Säulen, der Hausflur ist wie so oft in Ulm gewölbt mit hübsch decorirten Gurten. Das Erdgeschoss hat gewölbte Hallen mit Stuckaturen. Die ganze äussere Architektur ist mit Einschluss des Hauptportales ganz schlicht: aber Spuren von grau in grau gemalten Decorationen lassen sich auch hier erkennen. Ein kleines Nebenpförtchen zeigt den Spitzbogen, und auch die steinerne Wendeltreppe mit der Jahrzahl 1601 hat noch gothische Konstruktion; aber das Treppenhaus ist mit einer flachen gegliederten Renaissancedecke geschlossen. Die breiten meist dreitheiligen Fenster haben noch die alten Butzenscheiben; selbst das durchbrochene Holzgitter der Bodentreppe, wo man 1603 liest, besteht aus meisterlicher Schnitzarbeit. Den höchsten Werth besitzen aber die prachtvollen Holztäfelungen der Decken und die nicht minder vorzüglich gearbeiteten Thüren.¹⁾ Zunächst der herrliche grosse Flur im obern Geschoss mit seiner schön gegliederten Balkendecke, geschmückt mit Rosettenköpfen und andern Ornamenten. Noch glanzvoller aber die Decken des oberen Saales und eines Nebenzimmers. Treffliche Eintheilung, reiche und kraftvolle Gliederung, schönes Schnitzwerk von Friesen mit Akanthusranken, Löwenköpfen u. s. w. Alles dies ist barbarischer Weise mit Tünche dick überstrichen, obwohl der Landesconservator der Alterthümer hier seinen Sitz hat. Dazu kommen zwei Thüren, mit korinthischen Säulen eingefasst und mit eleganten Aufsätzen bekrönt, durch Bemalung und feine Vergoldung noch gehoben. Noch ein anderes Zimmer hat eine nicht minder köstliche Decke und in den breiten Flachbogennischen der Fenster Engelköpfe und elegantes Ornament in Stucco. Auch hier eine schöne Thür, ebenfalls mit Malerei und Vergoldung

¹⁾ Eine Publication der ersteren bereitet Egle in den Suppl. der schwäb. Denkm. (Stuttgart, Ebner & Seubert) vor. Aufnahmen der letzteren in der Bl. des Architektenvereins des Stuttg. Polytechnicums (Stuttg., K. Wittwer).

und wie an den andern Thüren mit gediegenen Eisenarbeiten ausgestattet. Noch gehört dazu eine besondere Hauskapelle mit polygonem Chor und feinem gothischen Sterngewölbe.

Von den einfacheren, aber durch stattliche Anlage ausgezeichneten Wohngebäuden nenne ich zunächst noch das Haus in der Frauenstrasse mit den drei kolossalen Giebeln, die durch eine Zwischenmauer mit durchbrochenen Arkaden eine originelle Verbindung haben. Die beiden Portale sind von einfach strengen Rahmenpilastern umfasst und im oberen Bogen mit reichen Eisengittern ausgefüllt. Der Flur hat decorirte Kreuzgewölbe. Interessant ist sodann das jetzige Museum, die „obere Stube“, stattlich in drei Flügeln an den Ecken, welche die lange Strasse mit der Stubengasse und der Kramgasse bildet, erbaut. Ueber dem steinernen Erdgeschoss treten die oberen in Fachwerk ausgeführten Geschosse auf mächtigen Consolen mit Akanthusblättern heraus. Der zweite Stock ruht auf barock geschnitzten Maskenconsolen von Holz, voll Ausdruck und Leben, kräftig und in grosser Mannigfaltigkeit entwickelt. Man liest hier das Monogramm H. A. und das Steinmetzzeichen des Meisters. Jedes Stockwerk ist ausserdem durch einen derben Stuckfries mit Eierstäben abgeschlossen, und auf dem Dache erhebt sich noch die hübsch gearbeitete alte Wetterfahne. Im Hofe zeigt sich dieselbe Behandlung, die Wände sind ganz stuckirt mit rauh gelassenen Flächen. Dorische Säulen tragen die Gewölbe der Arkaden, welche den unregelmässigen Hof umziehen. Es ist ein interessantes Specimen dieser einfach derben und doch wirkungsvollen Stuckdecoration, der Behandlung des Kornhauses nahe verwandt und vielleicht von demselben Meister. — Ein anderes grosses Eckhaus an der Frauenstrasse und Hafergasse, jetzt als Oberamtsgericht dienend, hat zwei grosse gewölbte Einfahrten, zwischen ihnen liegt im Erdgeschoss ein Raum mit Kreuzgewölben auf sehr eng gestellten dorischen Säulen. Der Hof hat an der einen Seite Arkaden auf ähnlichen Säulen. Schön stilisirte Eisengitter sind über der Hausthür und daneben in den beiden Rundfensterchen, welche den Flur erleuchten, angebracht. — Hieher gehört ferner ein Baldingerhaus in der Frauenstrasse, ursprünglich im Besitz der Familie Besserer. Die Hausthür ist einfach mit gutem Eisengitter, der Flur flach gedeckt mit trefflichen Theilungen, der Hof zeigt auf zwei Seiten hübsche Holzgalerien, die untere auf dorischen Säulen, die obere auf phantastisch reichen Hermen ruhend, alles schön geschnitzt und mit Balustraden versehen. — Endlich möge noch das von Seuttersehe Haus in der Frauenstrasse genannt werden, dessen unterer Flur

gothische Kreuzgewölbe im Spitzbogen zeigt. Im oberen Geschoss hat der grosse Flur dagegen eine schön gegliederte Holzdecke und eine Thür mit spiralförmig gewundenen Säulchen, Akanthusconsolen und Fruchtschnüren. — Geschnitzte Hausthüren mit schönen Eisengittern findet man noch mehrfach in den Strassen Ulms. So z. B. eine sehr elegante in der Langen Strasse A. 263.

Augsburg.

In ähnlichen Bahnen, aber doch mit mancherlei eigenen Umbildungen bewegt sich die Architektur in Augsburg. Die alte Bedeutung der ehemals mächtigen Reichsstadt ist so allgemein bekannt, dass ich hier nicht ausführlicher darauf einzugehen brauche. Es war einer der Mittelpunkte der deutschen Gewerbe- und Kunstthätigkeit, neben Nürnberg der Hauptort für die Handelsverbindung des ganzen Nordens mit Italien, namentlich mit Venedig und der Levante. Bis zum Schmalkaldischen Kriege war seine Blüthe im fortwährendem Aufsteigen, die Handelsflotten und Faktoreien der Fugger und Welser umspannten die damals bekannten Theile der Erde, und selbst bis zum dreissigjährigen Kriege blieb die Stadt immer noch ein glanzvoller Sitz für Handel und Gewerbe. Die zahlreichen Reichstage erhöhten ihre Bedeutung und steigerten das Leben bis zur Ueppigkeit. Die Häuser der Fugger und anderer angesehenen Kaufleute, mit fürstlichem Aufwand erbaut und ausgestattet, waren die Bewunderung der Zeitgenossen. Die Waffenschmiede, Juweliere und Goldarbeiter, die kunstreichen Schnitzer und Tischler, die Intarsiatoren und Ebenisten und manche andere Handwerker¹⁾ erhoben ihre Arbeiten zur Bedeutung von Kunstwerken. Die Renaissance wurde hier durch die nahe und rege Verbindung mit Italien vielleicht zuerst in Deutschland zur Herrschaft gebracht. Hans Burgkmaier (vergl. S. 52) hat wahrscheinlich zuerst die neuen Formen dort eingebürgert, und unter den Künstlern, welche dieselben rasch aufnahmen und verwertheten, steht der ältere Hans Holbein oben an.

Der heutige architektonische Charakter der Stadt lässt freilich nur lückenhaft die damalige Pracht erkennen. Der Grund einer so eingreifenden Veränderung ist in dem Material zu suchen, aus welchem die Bauten aufgeführt wurden. Wie in Ulm wurde

¹⁾ Vgl. Paul v. Stetten, Kunst- u. Handwerksesch. von Augsburg. 1779 u. 1788. Dazu Augsburg und seine frühere Industrie, von Th. Herberger. Augsb. 1852.

man auch hier durch den Mangel eines geeigneten Steines dazu veranlasst, die Façaden zu verputzen und ihre Ausschmückung der Malerei zu übertragen. Aber während man in Ulm sich meistens mit dem bescheidenen Grau in Grau oder mit Sgraffiten begnügte, übertrug das üppige Augsburg die volle Farbenpracht des Südens, namentlich Venedigs und Verona's, auf seine Façaden. Als Michel de Montaigne 1580 die Stadt besuchte, waren die imposanten Bauten Elias Holls noch nicht vorhanden; dennoch erklärt er Augsburg für die schönste, sowie Strassburg für die festeste Stadt Deutschlands. Die breite Anlage und die Sauberkeit der Strassen, die vielen prächtigen Springbrunnen fallen ihm auf, obwohl die vier jetzt vorhandenen Brunnen damals noch nicht standen. Die Häuser seien weit grösser, schöner und höher als in irgend einer Stadt Frankreichs. Der Palast der Fugger sei ganz mit Kupfer gedeckt und habe zwei Säle, der eine gross, hoch, mit Marmorfussboden — wahrscheinlich derselbe, auf welchem Hans von Schweinichen jenen Unfall erlebte — der andere niedriger, reich an antiken und modernen Medaillen, mit einem Kabinet am Ende. Es seien die reichsten Gemächer, die er je gesehen. Auch den Garten mit seinen Sommerpavillons und Vogelhäusern, seinen Springbrunnen und Vexirwassern rühmt er höchlich. Vor Allem fallen ihm die gemalten Façaden auf; aber grade diese wichtigen Theile der künstlerischen Ausstattung sind bis auf wenige Spuren verschwunden. Dagegen zeigt allerdings die Maximiliansstrasse schon solche Grossartigkeit der Anlage, dass sie noch jetzt ohne Frage zu den schönsten Strassen Deutschlands gehört. Ihre ausserordentliche Breite würde monoton wirken, wenn sie in grader Linie gezogen wäre, und wenn nicht in glücklichen Abständen jene herrlichen Brunnen sich erheben, deren Gleichen man in keiner deutschen Stadt wiederfindet. Dazu kommt der mächtige Bau des Rathhauses, der trotz der Einfachheit seiner äussern Architektur durch die Massen allein imponirt und für den Platz wohl berechnet ist.

Aus der Frühepoche der Renaissance ist wenig mehr vorhanden. Der Palast der Fugger ist ein Gebäude von kolossaler Ausdehnung, aber in der Façade ohne alle architektonische Gliederung, vielmehr auf reichen Gemaldeschmuck berechnet. Die neuerdings an Stelle der untergegangenen Burgkmaierschen Fresken ausgeführten Bilder zeugen von einem löblichen Streben und enthalten im Einzelnen viel Hübsches, liefern aber den schlagenden Beweis, dass wir für künstlerische Anordnung und Stilisirung solcher monumentalen Werke noch viel von jener Zeit zu lernen

haben. Das Innere bewahrt noch einige Spuren von ursprünglicher Pracht. Im vorderen Flur ruhen die Kreuzgewölbe auf toskanischen Säulen von rothem Marmor. Besonders glänzend muss der erste Hof gewesen sein, dessen Arkaden nach italienischer Weise auf ähnlichen aber ziemlich derb gebildeten Säulen ruhen. In der Tiefe der Hinterhalle erheben sich mächtige Marmorsäulen mit getheiltem Schaft, die Kapitäle üppig mit Laubwerk und Widderköpfen geschmückt. Um den ganzen Hof ist die Laibung der Bögen mit herrlichen grauen Arabesken auf schwärzlich blauem Grunde bedeckt. Ueber den Bögen sieht man gemalte Medaillons, die eine Füllung von rothen Marmorplatten haben. Darüber zieht sich ein arg zerstörter Fries hin mit grau in grau gemalten historischen Szenen, dabei unter Anderm die Inschriften: „der neapolitanisch Krieg. Heyrath König Philipps. Wiederbringung Oestreichs. Die Erledigung der Tochter. Bereinigung zu Engelland“. Wahrscheinlich Reste jener Wandgemälde, deren Gegenstände durch den gelehrten Peutinger bestimmt worden waren, und die Jacob Fugger 1516 ausführen liess. Die erhaltenen Figuren sind voll Leben und Ausdruck. Sodann ein Fries von Putten mit Vasen und Ranken, grau auf blauem Grunde, leider ebenfalls stark zerstört. Ganz oben ist eine Blendgalerie von wunderlichen toskanischen Säulchen und Pilastern. Ein zweiter Hof zeigt eine Galerie auf toskanischen Säulen, die auf der einen Seite einen gewölbten Oberbau tragen. Hier ist keine Spur von Bemalung, alles weiss getüncht. Der südliche Theil des ursprünglich aus mehreren Häusern zusammengewachsenen Palastes hat einen besonderen Eingang, der auf einen grossen Flur mündet, dessen Kreuzgewölbe auf sehr derben ionischen Säulen ruhen. Daran stösst ein dritter grosser Hof mit Arkaden auf toskanischen Säulen und einem gewölbten Obergeschoss. Hier ist Alles öde, aber ursprünglich war ohne Zweifel auch dieser Theil farbig geschmückt. Immerhin zeugt das Ganze von einer grossartigen Anlage und ehemaliger fürstlicher Pracht. Ein vierter Hof, auf zwei Seiten mit Galerien umzogen, mündet nach der Rückseite auf einen Flur, der auf den Zeughausplatz hinausführt. Hier befinden sich die einzigen Gemächer, welche noch die ursprüngliche künstlerische Ausstattung zeigen. Es sind zwei jetzt dem Kunstverein überlassene Gemächer, beide 23 Fuss tief und 14 Fuss hoch, das kleinere 22 Fuss lang, also ungefähr quadratisch. Das grössere ein Saal von 49 Fuss Länge.

¹⁾ Genauere Notizen über diese und andere Theile der Augsburger Renaiss. verdanke ich Herrn Archit. Fr. Thierbach.

Die geringe Höhe wirkt ungünstig, aber die Decoration, offenbar von italienischen Händen ausgeführt, gehört zum herrlichsten dieser Art, das wir in Deutschland besitzen. Der kleinere Saal ist mit einem gedrückten Muldengewölbe überspannt, in welches die stark ansteigenden Kappen einschneiden. Die Stirnflächen der Kappen, die sich über einem reichen Gesims erheben, sind mit theilweise vergoldeten Stuckfiguren (Hochrelief) auf blauem Grund, mit Nischen und Büsten gegliedert. Die Gewölbflächen der Kappen sind hellfarbig auf dunkelbraunrothem Grund bemalt. Der Rest der Mulde ist mit Stuckrahmen und Malereien reich belebt. Die Wände zeigen eingerahmte Landschaften und ornamentale Malereien. Hier also wie in dem zweiten Saal herrscht die in der italienischen Renaissance, und zwar vorzugsweise in der ausservenezianischen, durchgängig vorkommende Art gegliederter Gewölbanlagen mit stuckirter und bemalter Decoration. Der grössere Saal ist mit flach elliptischem Tonnengewölbe überdeckt. Die Decorationsmalereien sind hier hauptsächlich farbig (roth, gelb, braun herrschen vor) auf weissem Grund aufgesetzt. Auf den Gewölbzwickeln der Tonne zwischen den Kappen sind halblebensgrosse Figuren auf dunklem Grund. Die Reliefs in den Kappenstirnflächen fehlen, ebenso die Gemälde auf den Wänden. In beiden Sälen stützt sich das Gewölbe auf ein ringsumlaufendes, mit Consolen unterbrochenes Gesims. Der Uebergang wird abwechselnd durch Larven oder Blumenkörbe verkleidet, aus diesen entspringen die überaus reich und fein gegliederten Stuckrahmen, die alle Gräte verdecken und die Haupteintheilung des Gewölbes betonen. Figuren wie Ornamente sind mit einer ganz unbegreiflichen Leichtigkeit, Durchsichtigkeit und Eleganz in Fresko auf den Stuck aufgemalt. Dabei zieht sich durch das Ganze trotz der Ueberladung eine wohlthuende Farbenharmonie. Marmor ist nur bei den Thür- einrahmungen und dem Kamin im kleinen Saale angewandt. Die Gewölbe sind massiv und vollständig mit bemaltem Stuck überzogen. Dass man es hier mit Arbeiten eines bedeutenden italienischen Künstlers der Hochrenaissance zu thun hat, leidet keinen Zweifel. Genannt wird ein sonst kaum bekannter *Antonio Ponzano* aus der Tizianischen Schule.

Im Uebrigen habe ich von Bauten der Frührenaissance nur noch das Gebäude, in welchem jetzt das Maximilians-Museum untergebracht ist, zu nennen. Dieses ist aber eins der elegantesten Werke, etwa bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden, ursprünglich wahrscheinlich ein Patrizierhaus. Gleich dem Fuggerpalast kehrt es seine breite Seite der Strasse zu.

Zwei Erker von geringer Tiefe und rechtwinkliger Grundform treten aus der Façade hervor, die beiden oberen Geschosse be-

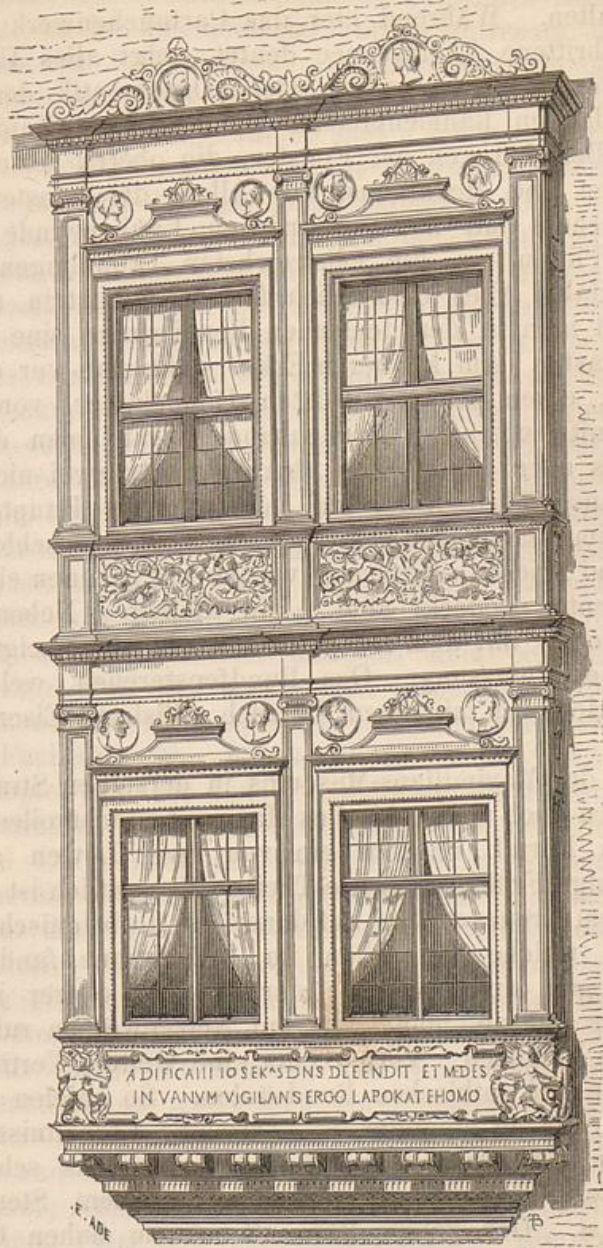


Fig. 101. Erker vom Maxim. Mus. in Augsburg.

gleitend. Der kleinere hat ein Fenster in der Front, der grössere deren zwei (Fig. 101). Beide sind auf prächtigen Gesimsen und

akanthusgeschmückten Consolen vorgekragt. Am grösseren Erker zieht sich vor der untern Fensterbank eine eiserne Inschrifttafel mit elegant aufgerolltem Rahmen hin, zu beiden Seiten von Putten gehalten. Während hier das Cartouchenwerk schon auf die vorgeschrittene Renaissance deutet, zeigt alles Uebrige die feinen Formen und die zierlich reiche Ornamentik der Frühzeit. So die schlanken Rahmenpilaster mit ionischen Kapitälern, die spielenden Bekrönungen der Fenster, die oberen Abschlüsse mit ihren Voluten und Medaillons, vor Allem die Fensterbänke im oberen Geschoss mit ihrem herrlichen Laubgewinde und den spielenden Putten, an die geistreichsten Erfindungen Holbeins erinnernd, dabei Alles meisterlich frei in Sandstein ausgeführt. Selten findet man in der deutschen Renaissance eine so durchgebildete Plastik. Am kleineren Erker sieht man vor der untern Fensterbank einen schön stilisirten Doppeladler, von Säulchen eingefasst mit flatterndem Spruchband, darauf man den Wahlspruch „plus ultra“ liest. Am obern Fenster zwei nicht minder prachtvoll ausgeführte Adler auf Löwen. Das Hauptportal der Fassade ist im Flachbogen der Frührenaissance geschlossen, mit Pilastern und Friesen eingefasst, welche mit schönen eingravirten Flachornamenten bedeckt sind. Ein kleineres Nebenpörfchen, nicht unmittelbar mit dem Hauptportal verbunden, zeigt ebenfalls eine hübsche Einfassung. Das Rundfensterchen, welches dem Flur Licht giebt, ist mit einem herrlich stilisirten Eisengitter geschlossen.

Unweit des Maximilians-Museums in derselben Strasse bietet ein im Ganzen noch spätgothisches Haus mit prachtvollem gothisch componirtem Portal, darüber ein von zwei Löwen gehaltenes Wappen, einige Frührenaissance-Theile. Namentlich ist der Hausflur mit einem Kreuzgewölbe auf denselben derb ionischen Säulen ausgestattet, welche wir schon im Fuggerhaus fanden. Alle Thüren dagegen sind gothisch; der Hof mit oberer jetzt gläsergeschlossener Galerie, beiderseits auf Netzgewölben ruhend, die auf Consolen aufsitzen. Vorn rechts eine weitere Vertiefung der unteren Halle auf gothischen Rundsäulen. So spielen auch hier noch beide Stile in einander. — Dasselbe Verhältniss gewahrt man an dem mächtigen alten Welserhaus, das schon durch seine gothische Kapelle mit originellem frühem Sterngewölbe interessant ist. Der ganze Bau mit seinem hohen Giebel ist mittelalterlich, aber ein zierlich decorirter Erker trägt die Formen einer spielenden Frührenaissance, das Laubwerk von etwas krautartig krauser Bildung. Dabei mehrere lateinische Sinsprüche.

Von den gemalten Façaden, welche ehemals den heiter prächtigen Charakter der Strassen bestimmten, sind nur spärliche Reste erhalten. Keine deutsche Stadt hat darin Augsburg von fern erreicht; es ist das deutsche Verona gewesen. Schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird uns hier die Anwendung des Fresco bezeugt: 1448 lässt Konrad Vögelin seine Grabkapelle bei S. Ulrich „auf nassen Tünich“ malen.¹⁾ In der Epoche der Renaissance sind es besonders Hans Burgkmaier und Altdorfer, dann Pordenone und Antonio Ponzano, gegen Ende der Periode Matthias Kager, zugleich Bürgermeister der Stadt, Rotenhammer, Johann Holzer u. A., welche die Kunst der Wandmalerei üben. Von *Rotenhammer* stammen die Reste von Fresken, welche man an einem ehemals Hopferischen Haus in der Krotenau sieht.²⁾ Hier sind es namentlich flott gemalte Genien, welche die vier Jahreszeiten darstellen. In solchen Wandbildern bildet sich dem ganzen Volk ein Spiegelbild seines Lebens, seiner Anschauungen und Gedankenreihen dar. Die religiösen Vorstellungen des Mittelalters werden bald überwuchert von den humanistischen Ideen; das klassische Alterthum mit seinen Heldenthaten stellt sich ein, der Olymp mit seinen Göttern, die antike Fabelwelt und ein starker Beisatz von Allegorien, der gegen Ausgang der Epoche immer mehr überhand nimmt und mit dem pedantisch Lehrhaften der Zeit Hand in Hand geht. Daneben frische Weltlust in Genrescenen: Bauerntänze, Markt- und Strassentreiben, Alles in heiterer Farbenpracht. Ein treffliches, zum Theil wohl erhaltenes Beispiel gewährt das Weberhaus, ein Eckgebäude der Maximiliansstrasse. Vorn sieht man ein gothisches Pfortchen mit der Jahrzahl 1517; aber die Fresken der Seitenfaçade würde man etwa in die Mitte des Jahrhunderts setzen, wenn wir nicht wüssten, dass dieselben von *Matthias Kager* (erste Decennien des 17. Jahrhunderts) ausgeführt worden sind. Unter den Fenstern zuerst weiss gemalte Putten auf blauem Grunde, mit Hunden spielend. Dann zwei gemalte Fenster mit Figuren die heraus schauen; eine ideale Fortsetzung der wirklichen Fensterreihe. Auf dem Fensterkreuz wiegt sich ein Papagei. Ganz oben ist eine herrliche korinthische Säulenhalle gemalt, in effektvoller Perspektive und vornehmen Verhältnissen, die Säulen wie aus buntem Marmor, Kapitäle und Sockel aus weissem Marmor; dabei Blick auf einen Platz mit prächtiger Façade. Ein Triumphator sammt andern Figuren, leider stark zerstört, nimmt die Hauptflächen ein. Ueber den oberen Fenstern auf rothen Bogenfeldern

¹⁾ Herberger a. a. O. S. 34. — ²⁾ P. von Stetten, a. a. O. I, S. 286.

bunte Fruchtschntüre; auf den grösseren Wandfeldern darüber weiss gemalte liegende Figuren, das Ganze also im Sinn venezianischer Decorationen als marmorner Prachtbau gedacht. — Weit barocker, in stilistischer Hinsicht sehr lehrreich zum Vergleich, ist das Moll'sche Haus in der Phil. Welserstrasse, dessen Fresken von dem jüngeren *Pordenone* herrühren. Hier tritt die Grossartigkeit der architektonischen Behandlung völlig zurück, welche am Weberhaus und im Hofe des Fuggerhauses so wohlthut; die ganze Façade ist mit allegorischen und mythologischen Figuren in tüppiger Farbenpracht bedeckt; das Architektonische beschränkt sich auf die sehr barocke, wulstige Einfassung der Fenster. Das Ganze ist aber von grosser Pracht und flott ausgeführt.

Die Neigung zu plastischer Decoration, wie wir sie ausnahmsweise in glänzender Art am Maximilians-Museum trafen, scheint in Augsburg nur selten hervorgetreten zu sein. Ein Beispiel bietet jedoch die kleine schmale hohe Façade C. 2 an der Maximiliansstrasse. Sie hat einen ganz mit Hochrelief-Brustbildern in Medaillons geschmückten Erker, unter und über jeder Fensterreihe und endlich noch einmal im Giebel kommt diese damals beliebte Art der Ausschmückung vor. — Die übrigen Façaden Augsburgs haben nach Verlust ihrer Fresken keinerlei künstlerischen Werth; nur die zahlreichen meist paarweise angebrachten, bald polygonen bald geraden Erker geben ein belebteres Gepräge; doch auch diese sind ohne architektonische Durchbildung. Die nüchternen geschweiften Giebel, welche wir in Ulm fanden, sieht man auch hier. Die meisten der älteren Privathäuser haben eine gewölbte Einfahrtshalle, geräumiges Treppenhaus und Vestibül mit reichen Holzdecken. In der Gesamtanlage machte sich im 16. Jahrhundert mehr als in irgend einer andern deutschen Stadt der Einfluss Italiens geltend. Namentlich gehört dahin, dass statt der sonst in Deutschland beliebten Holzgalerien steinerne, gewölbte Arkaden die Regel bilden. Die Selbstbiographie Elias Holl's zählt über sechzig Wohngebäude auf, welche sein Vater ausgeführt hatte. Gewölbte Arkaden auf Pfeilern oder Säulen treten dabei fast immer in den Höfen auf; oft auch Altane, die mit Kupfer gedeckt werden; Gänge mit Marmorfussboden u. dergl. Aber daneben kommt an den Façaden der deutsche Erker („Ausschuss“ genannt, während „Erker“ lediglich die Dacherker bezeichnet) häufig vor, bisweilen mit Bildwerken geschmückt. Von der innern Ausstattung ist das Meiste wohl durch den wandelnden Zeitgeschmack beseitigt worden; doch sieht man schöne Thüren, Tafelwerke und Kamine

noch in manchen Häusern, so bei Hrn. Ammann (Annastrasse), bei Dr. Kraus u. s. w.

Einiges von tüchtigen decorativen Werken findet sich in den verschiedenen Kirchen als Zeugniss der ehemals hohen Blüthe der Kunstgewerbe. Zunächst in S. Ulrich die Chorstühle im Chor, zwar nicht mehr aus der besten Zeit, aber doch noch schön im Detail und von edler Einfachheit. Die Stühle ziehen sich in doppelter Reihe an den Langwänden des Chores hin. Etwas einfacher, aber jedenfalls von demselben Meister sind die Stühle, welche sich an die Schlusswände des Querschiffs anlehnen. In beiden Fällen wird die Theilung der Rückwand durch elegante toskanische Säulen bewirkt, in welche eine Nischenarchitektur sich einfügt. In der geräumigen Sakristei sind sämmtliche Wände mit Schränken für Reliquien u. s. w. besetzt. Dieselben sind nicht mehr so streng gehalten. Dasselbe gilt von den überaus reichen Betstühlen in der Fuggerkapelle. Noch tüpiger, aber von ungemain malerischer Wirkung sind die Beichtstühle im nördlichen Seitenschiff, sowie die reich geschnitzten Bänke. (Vollständig ungeniessbar dagegen die immens hohen Zopfaltäre, die Kanzel und die Orgel). — Ausserdem eine sehr stattliche Steindecoration an den zwischen die Strebepfeiler des südlichen Seitenschiffes eingebauten vier Seitenkapellen. Von den beiden mittleren ist die eine die Fuggerkapelle, die andere die Ulrichskapelle. Von diesen beiden zieht sich eine elegante marmorne Bogenstellung aus guter Renaissance hin. Die zehn Bogen-Oeffnungen sind mit geschmackvollen Eisengittern ausgefüllt. Die Bekrönung bilden zwölf Apostelstatuen. Bemerkenswerth sind die Holz- und Eisengitter, welche die beiden andern Kapellen trennen.¹⁾

Im Dom können die Gitter, welche den Kapellenkranz von dem Umgang um den östlichen Chor trennen, sich theilweise an Eleganz mit den schönsten der Ulrichskirche messen, die meisten derselben jedoch sind, wenn auch mit staunenswerther Technik hergestellt, zu sehr überladen. Dasselbe gilt von den reichen Epitaphien, die aus den kostbarsten Steinmaterialien bestehend, wesentlich zur reichen Wirkung dieses Kapellenkranzes beitragen. — In der Barfüsserkirche umziehen primitive Gestühle aus späterer Renaissance in doppelten und dreifachen Reihen fast sämmtliche Wände des geräumigen Gebäudes. Die Brüstungen der Emporen sowie die Langwände des Chors über den Stühlen sind vollständig mit Tafelbildern der Spät-Renaissance besetzt.

¹⁾ Einige der schönsten Gitter augen. in den Skizzenheften d. Arch. Vereins des Stuttgarter Polytechn.

Statt des Lettners findet sich der Rest eines schönen Gitters, welches sich an den in der Mitte stehenden Taufstein anschliesst.

Erst gegen Ausgang der Epoche wird durch das Auftreten eines bedeutenden Meisters der Architektur hier ein grösserer Zusehnitt verliehen. *Elias Holl*,¹⁾ von dem eine Selbstbiographie als Manuscript in Augsburg aufbewahrt wird, wurde 1573 als Sohn des Werkmeisters *Hanns Holl* in Augsburg geboren und hatte zuerst unter seinem Vater die Architektur praktisch erlernt. Schon der Grossvater *Sebastian Holl* war Mauermeister gewesen und wird noch ganz in gothischer Stilpraxis aufgewachsen sein. Der Vater *Hanns*, der 1594 als Zweiundachtzigjähriger starb, also 1512 geboren war, hat dann jene aus mittelalterlichen und Renaissance-Elementen bestehende Mischarchitektur geübt, von welcher man in Augsburg wie überall noch Spuren antrifft. Doch verstand er sich auch auf die „wälsche Manier“, wie er bei einem *Ricklinger-Schloss* zu Inningen bewies. Seine zahlreichen Bauten, die in seines Sohnes Aufzeichnungen genau registriert werden, müssen der Stadt damals bereits einen charakteristischen Ausdruck gegeben haben. Grösstentheils waren es Bürgerhäuser, deren über sechsig angeführt werden, durch stattliche Façaden mit Erkern, besonders aber durch gewölbte Arkaden in den Höfen, auf Säulen oder Pfeilern ruhend, auch wohl durch Altane und Prachtsäle ausgezeichnet. Im Jahre 1573 wird er von den Gebrütern *Fugger* zu ihrem „täglichen Maurer- und Werkmeister“ angenommen und hat für dieselben Manches auszuführen. 1576 erbaut er die Kirche des Sternklosters, wobei er seinen dreijährigen Sohn *Elias* zur Grundsteinlegung mit in die Baugrube hinabhebt; 1581 wird durch ihn das Collegium bei *S. Anna* fast völlig neu gebaut, im Hofe eine Arkade von 200 Schuh Länge, mit Bögen auf Pfeilern in zwei Geschossen. Im Jahr 1586 fing der dreizehnjährige *Elias* unter seinem Vater zu mauern an, und zwar zunächst bei Bauten, welche für *Jacob Fugger* ausgeführt wurden. „Das war, erzählt er, ein wunderlicher Herr, und ich hatte es gut bei ihm, weil ich mich gut in seinen sothanen Kopf schicken konnte.“ Er „trank sich alle Tage gleich über Mittagmahlzeit voll,“ liebte aber auch fröhliche Gäste, und liess Niemand etwas abgehen. Er wollte den noch sehr jugendlichen *Elias* mit seinem Sohne *Jörg* „ins Welschland“ schicken; allein

¹⁾ Vgl. *Paul von Stetten*, Kunst- u. Gewerbsgeschichte der Stadt Augsburg. S. 98 ff. Besonders aber die in einer Abschrift aus dem 18. Jahrh. noch vorhandene Selbstbiographie des Meisters, die mir durch die Güte des dortigen Stadtmagistrats zur Durchsicht überlassen wurde.

mit Recht hielt der Vater den noch gar zu unreifen Knaben zurück und liess ihn unter seinen Augen die Lehrzeit durchmachen.

Beim Tode des Vaters wollte der 21jährige Elias wandern, lernte aber die schöne Maria Burekartin kennen, die ihm alle Wandergedanken benahm. „Ich setzte, erzählt er, all meinen Sinn auf diese Jungfrau Maria, wie ich solche zur Ehegattin bekommen möchte.“ Es gelang ihm; 1595 heirathete er sie, und nachdem er im folgenden Jahre sein „Meisterstück fürgerissen“, durfte er sich als Meister niederlassen. Sie schenkte ihm 8 Kinder, die aber bis auf eine Tochter in zarter Jugend hinstarben. In einer zweiten Ehe erzielte er noch 13 Kinder, mit denen es ihm besser ging. Die Holl waren ein starkes Geschlecht; sein Vater hatte ebenfalls von zwei Frauen 20 Kinder gehabt. Ein reges arbeitsvolles Leben begann nun für den jungen Meister, und Manches hatte er schon für reiche Private ausgeführt, als im Jahre 1600 Anton Garb, ein angesehener Kaufherr, ihn mit nach Venedig nahm, wo er besonders an den grossen Bauten Palladio's sich bildete. „Besähe mir, erzählt er, dort alles wohl und wunderliche Sachen, die mir zu meinen Bauwerken ferner erspriesslich waren.“ Ende Januar 1601 kehrte er heim. Fast um dieselbe Zeit war der 15 Jahre ältere Schieckhardt in Italien gewesen. Obwohl es diesem vergönnt war, einen weit grösseren Theil des Landes kennen zu lernen, trug bei ihm doch lange nicht so vollständig wie bei seinem Augsburger Collegen die italienische Auffassung über die deutsche den Sieg davon. Er wurzelte offenbar fester in den früheren Anschauungen und mischte deshalb in allen seinen Bauten die heimische Ueberlieferung mit den Formen des neuen Stiles. Elias Holl dagegen streifte den letzten Rest mittelalterlicher Tradition von sich und baute fortan im strengen Stil der italienischen Spätrenaissance.¹⁾ Nach seiner Heimkehr war es sein glühendes Verlangen seine Vaterstadt nach dem Muster der grossen italienischen Städte mit Bauten eines streng klassischen Stils zu verherrlichen.

Zuerst übertrug der Magistrat ihm 1601 den Neubau des Giesshauses, weil „die Herren die Gebäu zu Venedig gesehen, die ihnen wohl gefallen.“ Dem jungen Meister gab man also besonders wegen seiner Vertrautheit mit dem Renaissancestil Italiens den Vorzug. Der Bau wurde ihm um 900 fl. verdungen:

¹⁾ Die Notiz bei Nagler, Holl habe vor seiner italienischen Reise bereits eine Reihe öffentlicher Bauten für die Stadt ausgeführt, beruht auf einem Irrthum.

dass man mit seinem Werke zufrieden war, geht aus der weiteren Belohnung von 250 fl. hervor, die man ihm verehrte. Dann folgte 1602 das Beckenhaus am Perlachberg. Dies wurde ihm um 1750 fl. verdingt, er erhielt aber noch 250 fl. dazu „wegen der mühsamen Gesims, so auf welsche Manier daran sind und viel Mühe gekostet.“ Diese mühsamen welschen Gesimse sind noch zu sehen, denn das Haus mit seiner schmalen hoch emporgeführten Façade, die durch drei Pilasterordnungen gegliedert wird, ist noch vorhanden. Die hervorragende Bedeutung Holl's war inzwischen so offenkundig geworden, dass er in demselben Jahre noch nicht dreissigjährig zum Werk- und Mauermeister der Stadt angenommen wurde. Die Besoldung der Stelle hatte in 80 fl. bestanden, dazu kommen 5 fl. für einen Rock, 10 fl. für Hauszins, 12 Klafter Holz und andere Emolumente sowie wöchentlich 1 fl. als Wochengeld. Da er aber geltend machte, dass er bei der Bürgerschaft durch Privatbauten mehr verdienen könne, so bewilligte man statt 80 ihm 150 fl. Er entwarf zuerst eine neue Visirung zum Zeughaus, welches der frühere Werkmeister *Jacob Erschey* begonnen und fehlerhaft construiert hatte. Holl's Zeughaus, wie es noch vorhanden, ist ein einfach derbes Werk von trotzigem Charakter und von jener Nüchternheit der Formen wie sie damals das Ideal der Architekten war. In demselben Jahr baute er auch seinen ersten Kirchthurm bei St. Anna. Der alte hatte ein spitziges Helmdach gehabt; Holl brach dasselbe ab und setzte zwei neue Stockwerke auf, das untere viereckig, das obere achteckig „mit Columnen und Gesimsen, darauf ein spitzig eingebogenes Dach mit Kupfer gedeckt.“ Hier also führte er an Stelle der mittelalterlichen Spitzen die geschweiften Kuppeln der italienischen Renaissance in den deutschen Thurmbau ein, die der äussern Erscheinung unserer Städte einen wesentlich modificirten Charakter geben sollten. Er selbst hat nachmals wohl sämtliche Thürme an Augsburgs Kirchen, Stadtmauern und Thoren in dieser Weise umgebaut. Dann folgt 1605 der Neubau des Siegelhauses, mit grossem gewölbtem Keller auf Pfeilern, „aussen rings herum mit feinen Columnen an den Ecken geziert, die Giebel oben mehrentheils von Steinwerk.“ Die Visirung des Aeusseren hatte aber der Maler *Joseph Hanitz* angegeben, der beim städtischen Bauherrn Welser in hohem Ansehen stand. Von seiner Kühnheit und Umsicht legte Holl in demselben Jahre eine glänzende Probe ab, als er unter einem Pfeiler der Barfüsserkirche einen römischen Denkstein zur Freude Welser's herausbrachte, den weder der frühere Baumeister noch „ein anderer fürnehmer Meister *Conrad Ross* heraus zu heben gewagt.“ Dann

folgt 1609 das neue Schlachthaus, das schon durch seine Fundamentirung, da es ganz im Wasser steht, die Tüchtigkeit des Meisters bezeugt. Wirksam gestaltet sich die stattliche Anlage durch zwei Freitreppen und einen breiten terrassenartigen Vorplatz mit Eisengitter und kräftiger Balustrade. Die beiden Portale sind in streng palladianischer Weise gebildet, die Kapitäle der Pilaster durch Stierschädel ausgezeichnet. Aus der breiten Façade, die oben mit barocken Eckvoluten abschliesst, erhebt sich in der Mitte ein schmalerer Giebel mit kräftig derber Krönung. Das Ganze ist bei grosser Strenge und Einfachheit machtvoll im Sinne der gewaltigen Italiener der Hochrenaissance.

Die grosse Zahl seiner in dreissigjährigem Dienste der Stadt ausgeführten Gebäude habe ich hier nicht im Einzelnen zu verfolgen. Nur etwa der Barfüsserbrücke wäre noch zu gedenken, weil er dieselbe nach dem Muster der Rialtobrücke, oder wie er selbst sagt „auf wälsche Manier“ mit Kramläden auf beiden Seiten und in der Mitte mit einem „durchsehenden Gewölblein“ errichtet hat. Bei seinen Privatgebäuden ist es bezeichnend für die italienische Richtung, dass wiederholt marmorne Fussböden, Säle mit „weisser Arbeit“ (Stuckaturen), Gänge mit „zierlichem Modelwerk“, Kamine „auf wälsche Manier“ erwähnt werden. „In Summa“ sagt er selbst um 1616 „es ist schier unglaublich was ich diese vierzehn Jahr hero in meinem Stadtwerkmeisterdienst für grosse Mühe und Arbeit gehabt.“ Die gewaltige Energie und der ausdauernde Fleiss des trefflichen Meisters gaben der Stadt in kurzer Zeit das Gepräge, welches sie im Wesentlichen noch jetzt trägt. Wenn auch in den Formen herb und selbst nüchtern, wie die Zeit es mit sich brachte, sind seine Bauten von unverkennbarer Grösse des Sinnes und von klarer, mehr auf das Machtvolle als auf das Anmuthige gehender Conception.

Den Höhepunkt seines Wirkens erreichte er aber beim Bau des neuen Rathhauses, einem der gewaltigsten Werke der Zeit. Er selbst war es, der die Rathsherren dazu antrieb, an Stelle des baufälligen alten Rathhauses vom Jahre 1385 „ein schönes, neues, wohlproportionirtes“ erbauen zu lassen. „Er hätte eine herzliche Lust dazu, und es werde die Herren nicht gereuen, auch gemeiner Stadt wohl anstehen.“ Die Bedenken wegen des Schlagwerks der Uhr weiss er dadurch zu beseitigen, dass er vorschlägt, den benachbarten Perlachthurm um ein Stockwerk zu erhöhen und in dasselbe die Glocken zu versetzen. Mit eben so grosser Kühnheit als Umsicht geht er 1614 ans Werk. Das gewagte Unternehmen, das er bis in's Einzelne fesselnd beschrieben hat, wird glücklich zu Ende geführt unter dem staunen-

den Zuschauern der Stadt, und in der Freude des Gelingens nimmt er seinen vierjährigen Sohn Elias mit hinauf, setzt ihn in den Knopf, den er selbst auf die Spitze gesteckt hat und ist stolz auf die Unerchrockenheit des Kleinen. Sodann wird das alte Rathhaus abgebrochen. Es bestand, wie das noch vorhandene Modell zeigt, aus einem grossen Eckhaus gegen den Perlachberg und einem Thurm mit schlanker Spitze, an welchen sich andererseits zwei kleinere Giebelhäuser anschlossen. Der Bau war zwar von malerischer Gruppierung, aber ohne höheren künstlerischen Werth, wie denn im ganzen Mittelalter während der romanischen und gothischen Epoche Augsburg keine hervorragende Rolle in der Architekturgeschichte gespielt hat. Besonders der Abbruch des Thurmes mit seiner durchbrochenen steinernen Spitze war ein gefährliches Unternehmen; aber Alles ging, Dank der Umsicht des Meisters, gut von Statten, und am 25. August 1615 legte er den Grundstein, wobei wieder der kleine Elias mit in die Baugrube muss, was den Rathsherren so wohl gefällt, dass sie ihm „12 gantze Augsburger Gulden dazu in seine Hosen verehren.“ Holl hatte zu dem Bau drei verschiedene Modelle entworfen, welche sich noch auf dem Rathhause befinden. Die beiden ersten, von denen wir kleine Skizzen¹⁾ beifügen, zeigen ihn nicht blos in der Behandlung des Einzelnen, sondern auch in der Disposition des Ganzen völlig unter italienischem Einfluss. Beide Male besteht der Bau nur aus einer kolossalen, durch Säulen getheilten Halle, die nach südlicher Sitte sich rings, wie in Fig. 102 oder doch nach drei Seiten, wie in Fig. 103 mit Arkaden öffnet. Die Treppe ist in einem Nebenbau angebracht. Ohne Frage sind beide Entwürfe auf eine reichere Gliederung und prachtvollere Erscheinung des Aeussern abgesehen, die besonders in Fig. 102 bei bedeutenden Verhältnissen sich zu imposanter Wirkung steigert. Aber die Rathsherren zogen für die Ausführung den dritten Entwurf vor, welcher das Aeussere ziemlich nüchtern behandelt, mit Beseitigung alles Schmucks von Pilaster- und Säulenstellungen oder reicheren Gesimsen. Aber die innere Disposition entspricht besser den nordischen Bedürfnissen, und auch das Aeussere wirkt durch seine gewaltigen Massen als kolossaler Hochbau ungemein machtvoll. Compact zusammengedrängt erhebt es sich als Rechteck von 140 Fuss Breite bei 105 Fuss Tiefe in drei Geschossen mit vier Fensterreihen. Während die vier Ecken mit einer kräftigen Galerie als

¹⁾ Ich verdanke dieselben der geschickten Hand des Herrn Archit. Fr. Thiersch.

Altane abschliessen, steigt der mittlere Theil jeder Façade noch um zwei Stockwerke höher empor und schliesst dann mit hohen Giebeldächern, welche kreuzförmig einander durchschneiden. Der Hauptgiebel, der als der breitere auch an Höhe den Quergiebel überragt, mag etwa 150 Fuss emporsteigen und ist auf beiden Enden mit dem Wahrzeichen der Stadt, dem Pinienapfel auf einem Bronzekapital, bekrönt. Wie grossartig die Baugesinnung der damaligen Augsburger war, ermessen wir aus den bedeutenden Summen, welche die Ausstattung erforderte. Der kolossale Pinienapfel kostete 1000 fl., der vergoldete Adler im Hauptgiebel 2000 fl.; eben so viel das gegossene Gitter im Portal mit den beiden Greifen, die das Wappen halten; die prachtvollen Bronzekapitälé der acht Säulen im Vorsaal des oberen Geschosses je

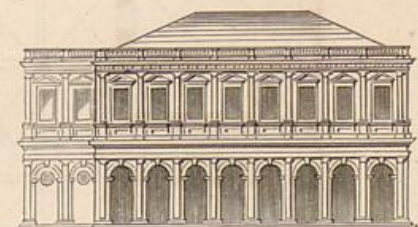
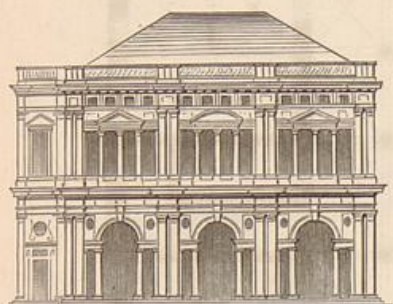


Fig. 102.

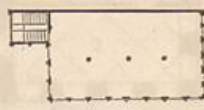


Fig. 103.

Modelle zum Augsburger Rathhaus.

300 fl. Noch während der Ausführung wusste Holl diesen Baueifer zu steigern, indem er den Herren vorstellte, es werde „sowohl innen als aussen der Stadt ein heroischeres Ansehen geben,“ wenn man den beiden Seitenflügeln zwei Thürme aufsetze; er habe sie dann fleissig gebeten „sie wollten ihm solchen Bau ferner auch vergönnen und die Unkosten nicht so genau ansehen, wann schon jeder Thurm 300 fl. mehr belaufen werde“. Man willfahrte ihm auch hier, und so entstand binnen fünf Jahren bis 1620 der Bau in der Gestalt, wie wir ihn jetzt noch sehen. Das Werk bezeichnet die höchste Steigerung, deren die Augsburger architektonische Eigenart fähig war. Beim Aeusseren musste der Meister, wie wir gesehen, nach der lokalen Sitte auf plastische Ausstattung und Gliederung verzichten. Jene weit reicheren Mo-

delle beweisen, welchen weit grossartigeren Entwürfen er zu entsagen gezwungen war. Die äussere Architektur ist einfach und streng, nur das Hauptportal hat eine Einfassung von Marmorsäulen und darüber im ersten Stock einen Balkon; die Einrahmungen der Fenster und die Gesimse dagegen sind aus Kalkstein, alle Flächen aus Putz. Die zahlreichen Fenster, die sich in drei Stockwerken übereinander erheben, wirken bei aller knappen Strenge der Formen doch lebendig. Die beiden Thürme mit ihren eleganten Kuppeldächern, dazu der benachbarte Perlachthurm mit ähnlichem Abschluss, geben ein imposantes und anziehendes Bild, besonders wenn man vom Dome herkommt. Bei

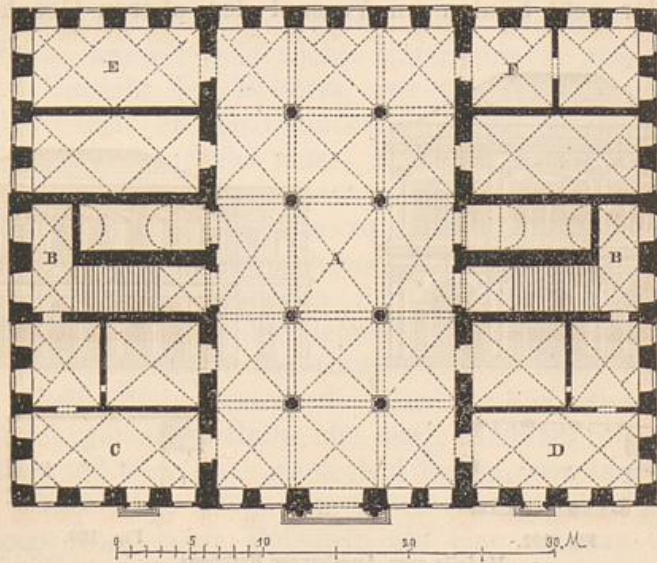


Fig. 104. Rathhaus zu Augsburg. Erdgeschoss.

Eintheilung des Innern verfuhr der Meister so, dass er im Erdgeschoss wie in den oberen Stockwerken den Bau nach der Tiefe durch zwei Mauern in drei grosse Rechtecke zerlegte. Das mittlere, die Seiten an Breite übertreffende bildet im Erdgeschoss eine grandiose Vorhalle, 52 Fuss breit und 100 Fuss tief, auf den alten Stichen als das „untere Pflersch“ bezeichnet. (A auf Fig. 104). Ihre Kreuzgewölbe ruhen auf acht Pfeilern von rothem Marmor, die Ausstattung dieser kolossalen dreischiffigen Halle, die nur durch ihre mächtigen Verhältnisse imponirt, ist völlig schlicht; bloss der Schlussstein der Kreuzgewölbe wird durch eine wie es scheint aus Bronze gefertigte Rosette bezeichnet. In die Queraxe dieser Halle, von ihr zugänglich, legte Holl seine

beiden Treppen BB, mit steigenden Tonnen und auf den Podesten mit Kreuzgewölben bedeckt, die Stufen noch überaus steil. Die vier Ecken enthalten verschiedene kleinere Localitäten, sämmtlich gewölbt, in C und D Wachtzimmer, in E das Archiv, in F einen Durchgang. Im ersten Stock ist im Wesentlichen dieselbe Eintheilung, nur dass die vorderen Ecken je einen quadratischen Raum von 45 Fuss im Geviert ausmachen, links als Rathsstube, rechts als Gerichtslocal bezeichnet. In der Mitte wieder dieselbe grosse Halle wie unten, statt der Gewölbe aber mit flacher Decke, deren Balken auf Säulen von rothgesprenkeltem Marmor mit Kapitälern und Basen von Bronze ruhen. Die Decke ist überaus kraftvoll behandelt und schön eingetheilt. An den Wänden ziehen

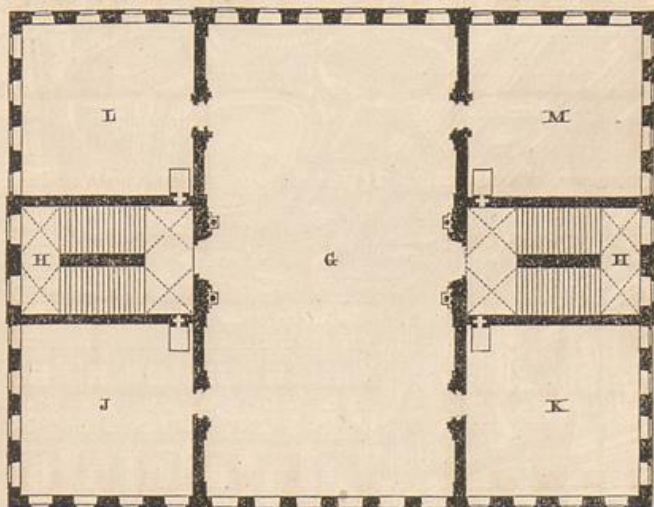


Fig. 105. Rathhaus zu Augsburg. II. Stock.

sich Ruhebänke hin, nach der Hauptfaçade öffnet sich eine Balkontür. Auch die vier Eckzimmer haben schöne Holzdecken. Die beiden Treppen HH führen nun zum zweiten Geschoss Fig. 105, welches in G den durch zwei Stockwerke reichenden goldenen Saal, in J K L M quadratische mit dem Saal in Verbindung stehende Gemächer enthält, als „Fürstenstuben“ bezeichnet und gleich dem Saal zu grossen Festlichkeiten bestimmt. Wir haben hier das erste Beispiel einer Rathhaus-Anlage bei uns, welche in so umfassender Weise auf Prachtlocalitäten Rücksicht nimmt, die zu Verwaltungszwecken dienenden Räume streng davon abtrennt und in die unteren Geschosse verweist. An Schönheit der Verhältnisse findet dieser Saal seines Gleichen nicht im damaligen Deutschland. Bei 100 Fuss Länge und 50 Fuss Breite hat er

etwa 45 Fuss Höhe. Sein Licht empfängt er in reichlicher Weise von den beiden Schmalseiten, d. h. von Osten und Westen durch sechs hohe Fenster, über welchen ebenso viele ovale angebracht sind, und wozu noch sechs kleinere Oberfenster kommen. Die Ausstattung des Saales strotzt von Gold und Farben, die Wände sind unten grau in grau gemalt, werden nach oben far-



Fig. 106. Augsburg. Rathhaussaal.

biger und reicher. Sechs Portale in derben barocken Formen, darüber kolossale Nischen mit Fürstenbildern gliedern die Langseiten. Dann folgen kecke Genien, welche sich mit bunten reichgemalten Fruchtschnüren schleppen, das Alles nur durch malerische Decoration bewirkt. Endlich kommen riesige Consolen, welche paarweis angebracht das Deckengesims stützen. Die

Decke selbst ist ein prachtvolles Werk in Stucco, in dessen Felder nach venetianischer Sitte Gemälde eingelassen sind. Die Rahmen derselben reich vergoldet, die geschnitzten Ornamente wohl etwas zu gross und derb, das Ganze aber doch von mächtiger Wirkung. Der Fussboden hat eine Marmortäfelung. Prachtvoll sind auch die vier Fürstestuben mit trefflich behandeltem Wandgetäfel und schön gegliederten Decken von grosser Mannigfaltigkeit der Motive. Auch die vier kolossalen schwarzglasirten Oefen sind sämtlich verschieden und wahre Prachtstücke phantastisch barocker Decoration. Einen derselben haben wir in Fig. 23 auf S. 117 abgebildet. —

Es war der Glanzpunkt im Schaffen des Meisters. Als der Bau vollendet war, legte er den grossen Folioband an, in welchem wir seine Lebensbeschreibung finden, die freilich von einer spätern Hand auf Grund seiner eigenen Aufzeichnungen eingetragen ist. Er selbst aber beginnt das Buch eigenhändig mit folgender Einleitung: Anno 1620 als er durch Gottes Gnad und Beistand das neue Rathhaus vollendet und ausgebaut, da habe er seiner obliegenden Geschäft halben etwas mehr Weil und Zeit bekommen und sich gleich im Namen Gottes fürgenommen in diesem Buch etwas Weniges aufzureissen was er etwan von Jugend auf gestudirt und gelernt habe, und was er auch in seinen Werken für einen Gebrauch gehabt dies und jenes zu bauen, obwohl er nunmehr in dem fünfzigsten Jahre des Alters, und sein Gesicht der Hand nicht mehr wie früher folge. Er thue es aber nicht, um sich einen Ruhm damit zu machen, sondern auf dass seine Söhne und Nachkommen Nutzen davon hätten. Aber der thatkräftige Mann ist mit diesen Aufzeichnungen nicht eben weit gekommen, und sein schriftlicher Nachlass hat keineswegs die Bedeutung des Schickhardtschen. Namentlich fehlt demselben jedes künstlerische Interesse; nur einmal hat er eine dorische Säule aufgerissen, um ihre Projection zu zeigen. Das Uebrige besteht aus den üblichen geometrischen Figuren, Aufgaben der Mess- und Visirkunst, praktischen Vorschriften über Materialien, Handwerksgeräthe, Recepte für Anfertigung von Leim u. dergl.

Der Ruf des Meisters hatte sich bald weithin verbreitet. Mit dem Rathhausbau waren die Herren so zufrieden gewesen, dass sie ihm einen vergoldeten Becher mit dem Wappen der Stadt in Schmelzwerk und 600 Goldgulden verehrten. Auch nach auswärts wurde seine Hülfe verlangt: das gräflich Schwarzenburg'sche Schloss zu Schönfeld in Franken ward nach seinen Plänen erbaut; ebenso die Kirche des h. Grabes zu Eichstädt und das Schloss für den dortigen Bischof auf dem Willibalds-

berg. Sein letzter Bau von Bedeutung in seiner Vaterstadt war das von 1625 bis 1630 errichtete neue Spital. Es war der letzte Lichtblick im Leben Holl's. Wie sein Zeit- und Kunstgenosse Schickhardt, wengleich in anderer Weise, sollte auch er in den Stürmen des Krieges zu Grunde gehen. Als die Stadt von den Kaiserlichen eingenommen ward, wurde der Meister nach dreissigjähriger redlicher Amtsführung, durch den Magistrat seiner Stelle entsetzt, wie er selbst berichtet „um wegen dass ich nicht in die päpstische Kirche gehen, meine wahre Religion verleugnen und wie man's genannt, nit bequemen wollte.“ Noch härter wurde die Massregel dadurch, dass man ihm auch fast sein ganzes Vermögen vorenthielt, das er mit redlicher Arbeit in vielen Jahren erworben und bei der Stadt verzinslich angelegt hatte. Denn statt der ihm gebührenden 12000 fl. konnte er nur einen Schuldbrief auf 4000 fl. erlangen, den er aus dringender Noth um die Hälfte los schlagen musste. Das grausame Edikt, welches die bezeichnende Datirung trägt: „Als man zählt nach Christi unseres liebreichen Seeligmachers Geburt,“ muss wenigstens ausdrücklich eingestehen, dass Elias Holl der Stadt „treulich, aufrecht, redlich, fleissig und willig gedient, ansehnliche Gebäu aufgeführt, dass Uns seinethalb keine Klage fürgekommen“. Bei der Einnahme der Stadt durch die Schweden hörte die „grausame Gewissensbedrängung“ auf, Holl erhielt seine Stelle wieder und hatte grosse Mühe mit den Befestigungsarbeiten der Stadt. „Als dieselbe, so berichtet er, 1635 wieder kaiserlich geworden, sei ihm sein vielgehabter schwer und getreuer Dienst dermassen mit starker Einquartirung und Contributionen belohnt worden, dass es einen Stein hätte erbarmen mögen.“ Der fromme Mann wünscht „sich und seinen lieben Mitchristen, so ebenmässig hierunter viel gelitten, dafür wo nicht hienieden, so doch in jener Welt die ewige Freude und Seligkeit.“ Damit schliesst seine Aufzeichnung. Ich füge nur hinzu, dass er nicht, wie man bisher gelesen, 1637 am Ostertag, sondern erst am 6. Januar 1646 gestorben ist, wie nach einer 1838 eingetragenen Notiz des Augsburger Magistrats der aufgefundene Grabstein bezeugt. Mit Elias Holl schliesst die alte Baugeschichte von Augsburg.

Aber vom Ende des 16. Jahrhunderts datiren noch jene herrlichen Brunnen, mit welchen Augsburg, wie keine andre deutsche Stadt, seine Strassen und Plätze geschmückt hat. Vor Allem der Augustusbrunnen, gegossen 1593 von *Hubert Gerhard*, der Merkur- und Herkulesbrunnen von *Adrian de Vries* und der Neptunsbrunnen. Bei diesen Arbeiten, welche ihren Schwerpunkt in plastischen Gestalten haben, glaubte man sich nicht auf ein-

heimische Kräfte verlassen zu dürfen, sondern berief niederländische Künstler, die damals völlig der italienischen Richtung folgten. Diese Werke sind nicht bloß durch die gediegene Behandlung des Figürlichen¹⁾ ausgezeichnet, sondern beweisen auch im architektonischen Aufbau das treffliche Stylgefühl jener Meister. Dazu kommen die prachtvollen Eisengitter, namentlich am Augustusbrunnen die bekrönenden Ranken und Blumen von unübertrefflicher Schönheit.²⁾ Diese Brunnen vollenden den grossartigen Eindruck der Maximilianstrasse, dieser Königin der deutschen Strassen.

X. Kapitel.

F r a n k e n .

Kaum minder bedeutend für die Entwicklung der deutschen Renaissance als die schwäbischen Lande sind jene mitteldeutschen Gebiete, welche sich an den Ufern des Mains erstrecken und von dem fränkischen Stamme bewohnt werden. Sie gehören zu den ältesten Sitzen deutscher Kultur. Früh schon hat sich in ihnen die geistliche Macht neben der fürstlichen bedeutsam entwickelt, und dazu gesellt sich bald, Dank dem regen Sinn der lebensfrischen Bevölkerung, die selbständige Kraft des Bürgerthums in einer Anzahl freier Städte. Das mächtigste Erzbisthum Deutschlands, das Mainzer, gehört diesem Kreise an. Dazu kommen die Bisthümer von Würzburg, Eichstädt und Bamberg. Der fränkische Stamm giebt dem Reiche schon früh eine Reihe von Kaisern; hervorragende Fürsten- und Adelsgeschlechter wetteifern in dem viel zerschnittenen Territorium gegen einander. Dazu kommt noch der Deutschorden, der hier seine Hauptbesitzungen hat. Durch diese Zersplitterung geht dem Lande in der Epoche der Renaissance jene Concentration fürstlicher Macht ab, welche in Schwaben durch das württembergische Herrscherhaus der künstlerischen Kultur damals zu so glänzender Blüthe verhalf. Dagegen spricht sich die geistliche Macht in prächtigen Monumenten nachdrücklich aus. Vor Allem sind es aber die Städte,

¹⁾ Vgl. darüber meine Geschichte der Plastik. II Aufl. S. 749. —

²⁾ Abbild. in Seemanns deutscher Renaissance. III Lief. Tafel 10.